

LEBEN SPENDEN

*Wie Geldspenden Leben retten,
Hoffnung geben und Zukunft schaffen*



KOSTENLOSE LESEPROBE

Vorwort und Kapitel 1 bis 3

Sebastian Baule · Arbeitsstand August 2026

Inhalt

- Zu dieser Leseprobe
- Vorwort
- Kapitel 1
 - 1.1 Eine gute Nachricht, die kaum jemand kennt
 - 1.2 Die Kräfte hinter dem Fortschritt
 - 1.3 Die Brennpunkte der größten Not
 - 1.4 Der Blick richtet sich auf Afrika
 - Quellen und Hinweise zu Kapitel 1
- Kapitel 2
 - 2.1 Das Afrika in unseren Köpfen
 - 2.2 Ein Kontinent von gewaltiger Größe
 - 2.3 Ursprung der Menschheit und Geschichte Afrikas
 - 2.4 Der Alltag hinter den Zahlen
 - 2.5 Warum die Unterschiede so groß sind
 - Quellen und Hinweise zu Kapitel 2
- Kapitel 3: Warum Armut bleibt
 - 3.1 Regierung: Wenn ein Land nicht seinen Menschen gehört
 - 3.2 Wenn der Staat nicht funktioniert
 - 3.3 Bevölkerungswachstum: Wenn Schulen, Arbeit und Versorgung nicht mithalten
 - 3.4 Klimawandel: Wenn Dürre und Flut auf Armut treffen
 - 3.5 Krieg, Gewalt und Vertreibung

0 Quellen und Hinweise zu Kapitel 3

- Wie es weitergeht

Zu dieser Leseprobe

Diese kostenlose Leseprobe enthält das Vorwort und die ersten drei Kapitel von *Leben spenden*.

Das Buch geht den Ursachen extremer Armut nach, beschreibt den Alltag hinter den Zahlen und fragt, welche Hilfe wirklich bei den Menschen ankommt. Die vollständige Ausgabe wird zusätzlich zu diesem Wissen einen praktischen Spendenratgeber für Deutschland, Österreich und die Schweiz enthalten.

Arbeitsstand: August 2026. Das Buch befindet sich noch in Bearbeitung. Texte, Zahlen, Quellen und Gestaltung können sich bis zur Veröffentlichung ändern.

Die Leseprobe darf für den persönlichen Gebrauch kostenlos weitergegeben werden. Eine gewerbliche Nutzung, Bearbeitung oder veränderte Veröffentlichung ist nicht gestattet.

Vorwort

Warum dieses Buch geschrieben wurde

In einer Überschrift lese ich: Die extreme Armut auf der Welt hat in den letzten 30 Jahren stark abgenommen.

Das hat mich gefreut. Wirklich gefreut. Dann hat das viele Geld von internationalen Organisationen, von Entwicklungshilfe und von Spenden also doch etwas bewirkt.

Vielleicht sogar viel mehr, als ich bisher dachte. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto mehr wunderte ich mich. 30 Jahre. In dieser Zeit sind wir auf der Erde doch sicher zwei Milliarden Menschen mehr geworden. Wie kann es dann sein, dass die extreme Armut stark zurückgeht?

Und kurz darauf lese ich: Die extreme Armut steigt seit einigen Jahren wieder.

Ja, was denn nun? Runter oder rauf?

Inzwischen weiß ich: Beides stimmt.

Heute leben wieder mehr als 800 Millionen Menschen in extremer Armut. Das sind mehr Menschen, als in ganz Europa leben.

Die Meisten von ihnen ohne sicheren Zugang zu sauberem Wasser, ohne Strom, ohne gute medizinische Hilfe, ohne Arbeit, ohne echte Chancen. Und oft ohne eine Zukunft, die diesen Namen verdient.

Rund 700 Millionen Menschen leben ohne Strom. Immer. Nicht nur bei einem Stromausfall für ein paar Stunden. Leben ohne Strom. Wie soll das gehen? Kein Licht am Abend. Kein Kühlschrank, kein Herd. Für uns klingt das fast wie Mittelalter. Für andere ist es Alltag.

Und dann kommt noch dazu: kein Arzt in erreichbarer Nähe, keine Schule für die Kinder. Da fragt man sich: Wie hält ein Mensch so ein Leben aus?

Das kann uns nicht kaltlassen. So sind wir doch nicht.

Wenn irgendwo eine Katastrophe passiert, wird gespendet. Bei Hochwasser, Erdbeben, Krieg, Hunger. Dann sieht man: Hilfsbereitschaft ist da. Oft sogar sehr viel mehr, als man denkt.

Es ist ja nicht so, dass Menschen in armen Ländern selbst schuld an ihrem Elend sind. Sie haben Pech gehabt, dort geboren zu sein. Genauso wie wir Glück hatten, in Deutschland, Österreich oder der Schweiz auf die Welt zu kommen. Großes Glück.

Wenn man das einmal sacken lässt, wird man nachdenklich. Sehr nachdenklich sogar. Und man fühlt sich nicht mehr ganz so wohl.

Bei uns geht es den meisten Menschen gut. Vielen sogar sehr gut. Wir fliegen in den Urlaub, vielleicht sogar über Afrika hinweg, und denken keine Sekunde daran, dass unter uns gerade ein Mensch an einer Krankheit stirbt, deren Behandlung bei uns vielleicht eine Kleinigkeit wäre.

Die Beschäftigung mit diesem Thema hat mich verändert.

Ich habe angefangen zu lesen. Bücher, Berichte, Studien. Ich habe im Internet gesucht, verglichen, gezweifelt, weitergesucht. Ich wollte wissen, welche Spenden wirklich helfen. Welche Organisationen direkt zu den Menschen gehen. Wo Hilfe zur Selbsthilfe nicht nur ein schönes Wort ist. Und wo Geld nicht irgendwo versickert, sondern bei denen ankommt, die es am dringendsten brauchen.

Ich will verstehen, warum Armut so stark zurückging — und warum sie jetzt wieder steigt. Und ich will nicht nur verstehen. Ich will auch etwas

dagegen tun. Ich will denen helfen, die in ihrem ersten Moment einfach Pech gehabt haben: bei ihrer Geburt.

Warum ist das alles so?

Das wollte ich genau wissen.

Nach vielen Monaten weiß ich heute mehr. Und noch einiges Interessantes dazu. Aus dieser Suche ist dieses Buch entstanden – und zugleich ein Spendenratgeber.

Mich hat die Beschäftigung mit diesem Thema verändert. Ich spende heute bewusster, regelmäßiger und so viel, dass es mir selbst immer noch gut geht. Nicht, weil ich meine, die ganze Welt retten zu müssen. Sondern weil ich nicht jemand sein möchte, der wegschaut und sagt:

Das geht mich nichts an.

Ich fühle mich seitdem zufriedener, ausgeglichener und spüre ein tiefes, ruhiges Gefühl, etwas Sinnvolles getan zu haben. Eine innere Wärme. Eine stille Zufriedenheit.

So fühlt sich Menschlichkeit an.

Quellen für die Zahlenrichtung: World Bank, March 2026 Poverty Update und IEA, Access to electricity 2024.

Kapitel 1

Die Welt ist besser geworden – aber nicht überall

1.1 Eine gute Nachricht, die kaum jemand kennt

Die Welt ist besser geworden.

Dieser Satz klingt im ersten Moment fast falsch. Vielleicht sogar ein bisschen unpassend. Wer heute Nachrichten sieht, bekommt selten das Gefühl, dass irgendetwas besser wird. Da ist Krieg. Da sind Hunger, Flucht, zerstörte Städte, überfüllte Lager, politische Gewalt, Überschwemmungen, Dürren und immer neue Krisen. Sudan, Gaza, Afghanistan, Jemen – und viele Länder, die kaum jemand nennen kann, weil sie nur dann kurz auftauchen, wenn wieder etwas Schreckliches passiert.

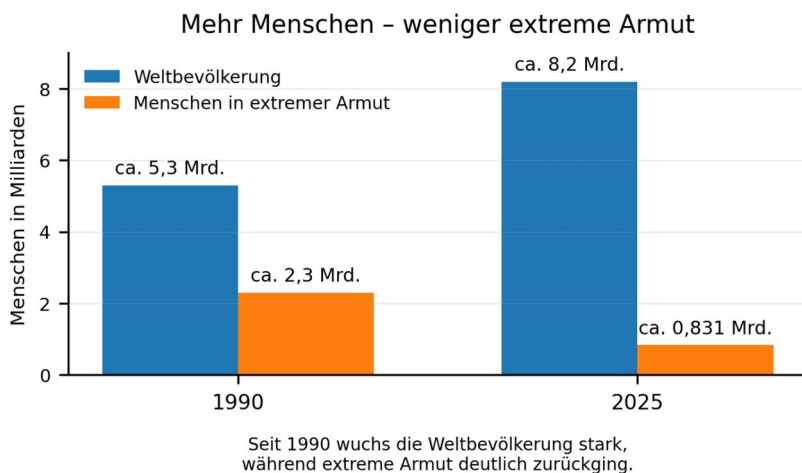
Man kann bei all dem leicht glauben: Die Welt geht nur noch in die falsche Richtung.

Aber das stimmt nicht vollständig.

In einem ganz entscheidenden Punkt erzählt der genaue Blick aber eine andere Geschichte: Die extreme Armut ist in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen. Nicht ein wenig. Nicht nur auf dem Papier. Sondern in einem Ausmaß, das man wirklich erst einmal sacken lassen muss. Nach Angaben der Weltbank lebten 1990 weltweit rund 2,3 Milliarden Menschen in extremer Armut. Mitte der 2020er-Jahre sind es weiterhin erschütternd viele, aber deutlich weniger: je nach Datenstand gut 800 Millionen Menschen; die Weltbank nennt in ihrer Armutsübersicht für 2025 rund 831 Millionen. Bei mehr als 800 Millionen Menschen darf niemand denken: „Na also, Problem gelöst.“ Das wäre zynisch. Aber der Rückgang ist trotzdem gewaltig. Mehr als eine

Milliarde Menschen leben heute nicht mehr in jener äußersten materiellen Not.

Noch erstaunlicher wird das, wenn man die Weltbevölkerung daneben legt. Seit 1990 sind mehrere Milliarden Menschen hinzugekommen. Die Erde wurde voller. Man hätte erwarten können, dass auch die Zahl der extrem armen Menschen immer weiter steigt. Doch genau das ist nicht passiert. Die Menschheit ist gewachsen – und gleichzeitig ist extreme Armut stark gesunken.



Quelle: Weltbank / Poverty and Inequality Platform; Weltbevölkerung gerundet nach Weltbank/UN.

Grafik: Mehr Menschen, weniger extreme Armut

Diese Grafik – „Mehr Menschen – weniger extreme Armut“ – ist deshalb so stark, weil sie gegen ein tief sitzendes Gefühl arbeitet. Viele von uns verbinden Bevölkerungswachstum automatisch mit mehr Hunger und mehr Elend. Die Wirklichkeit ist komplizierter. Entscheidend ist nicht nur, wie viele Menschen auf der Erde leben. Entscheidend ist, unter welchen Bedingungen sie leben.

Ein Kind, das eine Schule besuchen kann, hat andere Chancen als eines, das von klein auf arbeiten muss. Eine Familie mit Zugang zu sauberem Wasser lebt anders als eine, die jeden Tag Gefahr läuft, durch verunreinigtes Wasser krank zu werden. Ein Bauer, der seine Ernte über eine befahrbare Straße zum Markt bringen kann, hat andere Möglichkeiten als einer, der nach starkem Regen wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten ist. Eine junge Frau, die lesen und schreiben kann, Strom hat und zumindest eine halbwegs sichere Umgebung, steht vor einem anderen Leben als eine, der all das fehlt.

Deshalb ist ein kurzer Hinweis zur Messung wichtig. Wenn die Weltbank von extremer Armut spricht, meint sie seit der Aktualisierung 2025 die internationale Armutsgrenze von 3 US-Dollar pro Person und Tag, berechnet in internationalen Dollar nach Kaufkraftparitäten von 2021. Es geht also nicht um drei Dollar, wie man sie in München, Wien oder Zürich ausgeben würde. Die Preise in den jeweiligen Ländern werden berücksichtigt. Trotzdem beschreibt diese Grenze ein Leben in äußerster materieller Not: ein Leben, in dem Essen, Wasser, Unterkunft, Medizin oder der Weg zur nächsten Hilfe jeden Tag unsicher sein können.

Diese Zahl erzählt nicht das ganze Leben eines Menschen. Sie sagt nicht, wie sich Hunger wirklich anfühlt. Sie sagt nicht, wie es ist, ein krankes Kind nicht behandeln lassen zu können. Und sie sagt nichts über die Angst, die eine Mutter nachts wach hält. Aber sie hilft, eine große Entwicklung sichtbar zu machen: Viele Menschen sind aus dieser äußersten Not herausgekommen.

Der bei weitem größte Teil dieser Veränderung hängt mit Asien zusammen. Vor allem China hat die weltweite Armutsstatistik wie kein anderes Land verändert. Nach Angaben der Weltbank sind dort über mehrere Jahrzehnte fast 800 Millionen Menschen aus extremer Armut herausgekommen.

Das ist eine Zahl, die man kaum fassen kann. Fast 800 Millionen – das ist mehr als die gesamte Bevölkerung Europas.

Natürlich darf man China nicht als einfache Erfolgsgeschichte erzählen. Der Weg war nicht demokratisch. Es gab Härte, politische Unterdrückung, soziale Ungleichheit und Umweltzerstörung. Aber wenn man nur auf die Frage blickt, wie viele Menschen aus bitterster materieller Armut herauskamen, dann ist diese Entwicklung historisch außergewöhnlich.

Auch Indien hat eine große Rolle gespielt. Trotz aller Gegensätze – moderne Hochtechnologie neben bitterer Armut – ist extreme Armut dort langfristig deutlich zurückgegangen. Weil mehr als eine Milliarde Menschen in Indien leben, verändert jeder Fortschritt dort die globale Statistik spürbar.

Vietnam, Indonesien, Bangladesch und Kambodscha zeigen weitere beeindruckende Entwicklungen. Vietnam hat sich von einem kriegsgezeichneten, sehr armen Land zu einem dynamischen Staat mit wachsender Industrie und deutlich weniger extremer Armut gewandelt. Bangladesch, lange als hoffnungsloser Fall gesehen, hat durch Bildung, Gesundheitsprogramme und die Textilindustrie viele Menschen vorangebracht, auch wenn das Land weiter verletzlich bleibt.

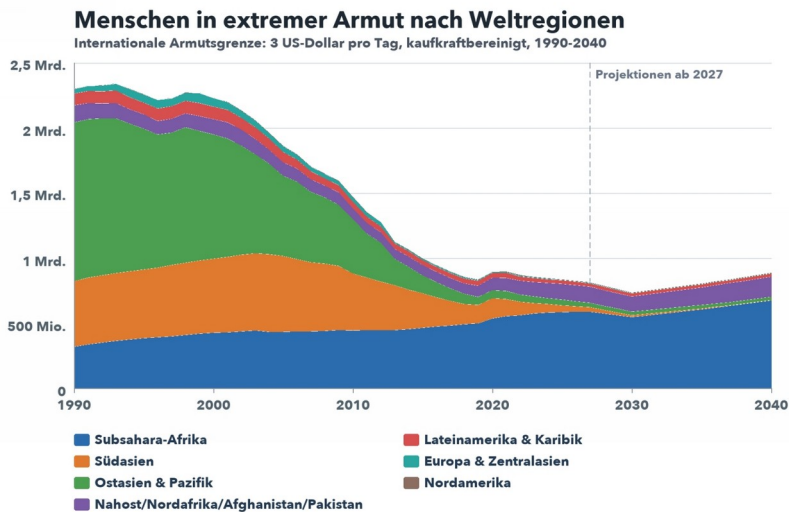
Selbst in Afrika gibt es Fortschritte, wenngleich das Gesamtbild schwieriger ist. Länder wie Äthiopien oder Ruanda hatten Phasen starken Wachstums, auch wenn Konflikte und Krisen immer wieder Rückschläge bringen.

Man muss bei all diesen Beispielen vorsichtig bleiben. Kein Land ist ein reines Erfolgsmärchen. Überall gibt es Widersprüche, Ungleichheit und neue Probleme. Und „nicht mehr extrem arm“ bedeutet noch lange nicht, dass die Menschen sorgenfrei leben.

Trotzdem bleibt die große Erkenntnis bestehen: Extreme Armut kann zurückgehen. Das ist kein kleiner Satz. Er widerspricht dem Gefühl der Ohnmacht, das viele von uns kennen. Armut ist kein ewiges Schicksal. Sie hängt mit Bedingungen zusammen. Wo diese Bedingungen besser werden, können Menschen ihre eigenen Kräfte nutzen.

Genau dieser Gedanke ist für dieses Buch entscheidend. Es geht nicht darum, Menschen in armen Ländern als hilflose Empfänger darzustellen. Viele arbeiten härter, als wir es uns aus unserer sicheren Position vorstellen können. Gute Hilfe beginnt deshalb nicht mit Überheblichkeit. Sie beginnt mit Respekt.

Der Rückgang der extremen Armut zeigt nicht, dass die Welt bereits gut ist. Er zeigt etwas anderes und viel Wichtigeres: Die Welt kann besser werden.



Grafik: Menschen in extremer Armut nach Weltregionen

Die extreme Armut geht ab dem Jahr 2000 deutlich nach unten.

Der erste große Bruch kam 2020 mit Corona. Aber kaum war diese Krise einigermaßen vorbei, kam der nächste Schlag: der Krieg in der Ukraine. Die Ukraine lieferte viel Getreide und Sonnenblumenöl, Russland und Belarus waren wichtig für Dünger, und Russland spielte auch bei Energie eine große Rolle. Durch Krieg, blockierte Häfen, Unsicherheit und teurere Energie stiegen die Preise für Lebensmittel und Dünger. Für uns war das ärgerlich und teuer. Für arme Familien konnte es bedeuten: weniger Essen, kein Schulgeld, kein Arztbesuch und vielleicht keine gute Ernte im nächsten Jahr.

1.2 Die Kräfte hinter dem Fortschritt

Wenn man sieht, wie stark die extreme Armut in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist, kommt fast automatisch die Frage: Wie konnte das überhaupt passieren? Was musste zusammenkommen, damit nicht nur ein paar Menschen, sondern Hunderte Millionen aus bitterster Not herauskamen?

Die einfache Antwort wäre: Wirtschaftswachstum. Und ja, das stimmt. Aber Wachstum allein ist mir zu wenig. Es kommt darauf an, ob dieses Wachstum auch die Menschen erreicht, die vorher fast nichts hatten. Ob daraus Arbeit wird, Straßen, Strom, Schulen, medizinische Hilfe und die Möglichkeit, sich selbst ein besseres Leben aufzubauen.

China zeigt das besonders deutlich. Dort ist Armut nicht einfach zufällig verschwunden. Der Staat hat über Jahrzehnte geplant, gebaut, gelenkt und gedrückt. Es gab sogar eigene Programme und Zehnjahrespläne gegen ländliche Armut. Das finde ich bemerkenswert, gerade weil China kein demokratisches Land ist, sondern ein autoritär geführter Staat. Man würde bei einer Diktatur eher an Machterhalt, Kontrolle und Bereicherung denken. Und sicher ging es auch in China nicht nur um Menschlichkeit, sondern auch um Stabilität, wirtschaftliche Stärke und

die eigene Legitimation. Aber trotzdem bleibt: Die Verringerung der Armut wurde zu einem großen Staatsziel gemacht.

China wurde zur Werkbank der Welt. Fabriken entstanden, Häfen, Straßen, Bahnlinien, Stromnetze. Millionen Menschen gingen vom Land in die Städte und fanden Arbeit. Diese Arbeit war oft hart, manchmal sicher auch ausbeuterisch. Aber für viele bedeutete sie trotzdem mehr Einkommen und mehr Sicherheit als das frühere Leben auf dem Land. Dazu kamen bessere Landwirtschaft, Infrastruktur, Bildung und gezielte Armutsprogramme. So entstand ein historisch einmaliger Rückgang extremer Armut.

Ähnliches, wenn auch anders, sieht man in Indien, Vietnam, Indonesien, Kambodscha und Bangladesch. Überall kamen mehrere Dinge zusammen. Mehr Produktion. Mehr Handel. Bessere Straßen. Mehr Strom. Mehr Bildung. Mehr Möglichkeiten, überhaupt Geld zu verdienen. Das klingt nüchtern, aber genau daraus entsteht ein anderes Leben.

Eine Straße kann für einen Bauern bedeuten, dass seine Ernte nicht mehr verdirbt, sondern verkauft werden kann. Strom bedeutet Licht am Abend, ein kleines Geschäft, ein geladenes Telefon, vielleicht eine Kühlung für Medikamente.

Bildung ist ein weiterer Schlüssel. Wer lesen, schreiben und rechnen kann, ist weniger ausgeliefert. Besonders die Bildung von Mädchen wirkt weit über ein einzelnes Leben hinaus. Mädchen, die zur Schule gehen, heiraten oft später, bekommen bessere Chancen, treffen andere Gesundheitsentscheidungen und geben ihren Kindern mehr Möglichkeiten weiter. Bildung ist nicht nur Wissen. Bildung ist ein Stück Freiheit.

Gesundheit gehört genauso dazu. Krankheit und Armut halten sich gegenseitig fest. Wer krank ist, kann nicht arbeiten. Ein krankes Kind fehlt in der Schule. Eine Mutter ohne gute Geburtshilfe riskiert ihr Leben.

Impfungen, sauberes Wasser, einfache Medikamente und medizinische Grundversorgung retten nicht nur Leben. Sie schaffen überhaupt erst die Grundlage, damit Menschen lernen, arbeiten und planen können.

Auch Landwirtschaft bleibt wichtig. In vielen armen Regionen leben die Menschen noch immer auf dem Land. Wenn Saatgut besser wird, Wasser verfügbarer ist, Ernten gelagert werden können und Böden nicht ausgelaugt sind, dann bedeutet das nicht irgendeine Statistik. Es bedeutet mehr Essen. Vielleicht ein kleiner Überschuss. Vielleicht Schulgeld. Vielleicht Medizin. Vielleicht ein Dach, das beim nächsten Regen nicht nachgibt.

Und dann kommt ein Punkt, über den man nicht gern spricht, der aber entscheidend ist: Regierung und Verwaltung. Geld allein hilft wenig, wenn es versickert. Wachstum hilft wenig, wenn nur die Mächtigen profitieren. Ein Land braucht eine Verwaltung, die halbwegs funktioniert, weniger Korruption, verlässliche Regeln und den politischen Willen, nicht nur sich selbst zu bedienen. Ohne das bleibt Reichtum oft oben hängen, während unten weiter Armut herrscht.

Entwicklungshilfe, Weltbank-Programme und UN-Programme waren dabei nicht der Hauptmotor. Der größte Teil des Fortschritts kam aus den Ländern selbst: durch Arbeit, Reformen, wirtschaftliche Entwicklung und eigene Anstrengung. Aber Hilfe von außen hat an wichtigen Stellen deutlich geholfen. Bei Impfungen. Bei Wasser. Bei Schulen. Bei Katastrophen. Bei Gesundheitsprogrammen. Bei Wissen, Beratung und einzelnen Projekten, die für die betroffenen Menschen alles verändern konnten.

Der Rückgang extremer Armut war also kein Wunder und kein Zufall. Er entstand dort, wo viele Kräfte zusammenkamen: Arbeit, Bildung, Gesundheit, Infrastruktur, Landwirtschaft, Handel und politischer Wille. Wo aus bloßem Überleben langsam Möglichkeiten wurden, konnten Menschen ihre eigenen Kräfte nutzen.

Armut ist kein Naturgesetz. Sie ist kein unveränderliches Schicksal. Sie entsteht, wenn Menschen die wichtigsten Bedingungen fehlen. Und sie kann zurückgehen, wenn diese Bedingungen besser werden.

1.3 Die Brennpunkte der größten Not

Der Rückgang extremer Armut ist real. Aber er bedeutet nicht, dass Not, Hunger und Elend gleichmäßig verschwunden wären. Im Gegenteil: Extreme Armut konzentriert sich heute stärker in bestimmten Ländern und Regionen. Besonders betroffen sind Länder südlich der Sahara sowie Staaten und Gebiete, die von Krieg, Vertreibung, Hunger, fehlender Demokratie, Korruption, politischem Zerfall oder autoritärer Herrschaft geprägt sind.

Dabei geht es nicht darum, eine makellose Rangliste des Elends zu erstellen. Das wäre weder seriös noch menschlich.

Armut lässt sich nicht mit einer einzigen Zahl erfassen. Ein Land kann sehr arm sein, aber relativ friedlich. Ein anderes Land kann im Durchschnitt etwas weniger arm wirken, aber durch Krieg, Vertreibung, Hunger oder politische Unterdrückung in eine dramatische humanitäre Krise geraten.

Diese Übersicht ist deshalb eine Orientierung. Berücksichtigt werden vor allem extreme Armut, akuter Hunger, Krieg, Vertreibung, fehlende Gesundheitsversorgung, schwache staatliche Strukturen, Korruption, politische Unfreiheit und die Frage, wo menschliche Not besonders unmittelbar ist.

Die Spalte „Akute Notlage“ meint also nicht: „Welches Land ist insgesamt am schlechtesten?“ Sie fragt: Wo ist die menschliche Not besonders groß, wo geht es oft um Nahrung, Wasser, Medizin, Schutz und Überleben – und wo kann Hilfe später besonders konkret ansetzen?

Klimatische Risiken werden hier nicht als abstraktes Zukunftsproblem betrachtet.

Sie zählen vor allem dort, wo sie schon heute Hunger, Wassermangel, Ernteausfälle, Krankheit oder Vertreibung verursachen. Denn dieses Buch sucht später nicht die größte Theorie, sondern die beste konkrete Hilfe. Eine Spende von 50 Euro oder Franken kann das Weltklima nicht ändern. Aber sie kann Nahrung, Medikamente, sauberes Wasser, Moskitonetze, Schulmaterial oder Nothilfe ermöglichen.

Die Weltbank beschreibt, dass extreme Armut zunehmend in fragilen und konfliktbetroffenen Staaten konzentriert ist. In der Weltbank-Aktualisierung vom Herbst 2025 heißt es, dass rund 451 Millionen Menschen mit weniger als 3 US-Dollar pro Tag lebten. Anders gesagt: Das sind mehr Menschen als in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Polen, Österreich, der Schweiz und den Niederlanden zusammen. Wenn man diese Zahl wirklich begreift, wird klar: Extreme Armut in fragilen und konfliktbetroffenen Ländern ist kein Randproblem.

Noch ernüchternder ist der Blick nach vorn. Our World in Data zeigt auf Grundlage von Weltbank- und PIP-Daten, dass die Zahl der Menschen unter der 3-Dollar-Grenze nach dem starken Rückgang nicht einfach weiter sinkt. Die aktuelle OWID-Grafik nennt für 2025 rund 837 Millionen Menschen. Nach der Projektion sinkt die Zahl bis 2030 auf rund 738 Millionen, steigt danach aber wieder an und liegt 2040 bei rund 888 Millionen. Das sind keine sicheren Vorhersagen, sondern Projektionen, die sich mit neuen Daten ändern können. Aber sie zeigen: Der Kampf gegen extreme Armut ist nicht erledigt. Ohne neue Fortschritte, besonders in Subsahara-Afrika und in fragilen Staaten, kann aus Fortschritt wieder Stillstand werden.

Der Global Report on Food Crises 2026 nennt 266 Millionen Menschen in 47 Ländern und Gebieten, die 2025 in hohem Maß akut ernährungsunsicher waren. Der Bericht warnt zugleich, dass dies fast 23

Prozent der untersuchten Bevölkerung sind und dass Hungerkrisen besonders in langanhaltenden Krisen tief festsitzen. Als Haupttreiber nennt der Bericht vor allem Konflikte, wirtschaftliche Schocks, Wetterextreme, Vertreibung und eingeschränkten humanitären Zugang.

Auch politisch zeigt sich ein klares Muster. Der Democracy Index 2024 der Economist Intelligence Unit beschreibt einen weltweiten Rückgang demokratischer Qualität. Laut EIU leben nur 45 Prozent der Weltbevölkerung in einer Demokratie, 39 Prozent unter autoritärer Herrschaft und 15 Prozent in hybriden Regimen. Viele Länder dieser Übersicht leiden nicht nur unter Armut, sondern auch unter fehlender demokratischer Kontrolle, schwachen Institutionen, Militärherrschaft, autoritärer Politik oder zerfallender Staatlichkeit.

Zeichenerklärung Akute Notlage

●●●●● = extrem akute Notlage

●●●●○ = sehr schwere Notlage

●●●○○ = schwere Notlage

●●○○○ = ernste Verwundbarkeit

1. Sudan

Akute Notlage: ●●●●●

Trend: verschlechtert

Region: Nordostafrika

Krieg, Vertreibung, Hunger und zusammengebrochene Versorgung prägen große Teile des Landes. Demokratische Kontrolle fehlt; bewaffnete Machtgruppen bestimmen über das Leben der Bevölkerung. Besonders bitter ist: Der Sudan hätte landwirtschaftliches Potenzial, wird aber durch Krieg und Machtkämpfe tief zurückgeworfen.

2. Gaza / Palästinensische Gebiete

Akute Notlage: ●●●●●

Trend: verschlechtert

Region: Nahost

Gaza ist kein Staat im üblichen Sinn, gehört aber wegen der humanitären Lage in diese Übersicht. Krieg, Zerstörung, Vertreibung, Hunger, fehlendes Wasser und zusammengebrochene Versorgung machen die Lage akut katastrophal. Politische Ohnmacht, Gewalt, Besatzung und fehlende Selbstbestimmung verschärfen die Lebensbedingungen zusätzlich.

3. Südsudan

Akute Notlage: ●●●●●

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika

Der Südsudan gehört zu den härtesten Fällen von Armut, Hunger, Gewalt und fehlender Demokratie. Seit der Unabhängigkeit 2011 kam das Land kaum zur Ruhe; Bürgerkrieg, Vertreibung und politische Machtkämpfe verhindern stabile Entwicklung. Eine funktionierende demokratische Kontrolle ist kaum vorhanden, viele Menschen erleben Staatlichkeit vor allem als Unsicherheit oder Abwesenheit.

4. Jemen

Akute Notlage: ●●●●●

Trend: verschlechtert

Region: Nahost

Der Jemen zeigt besonders deutlich, wie Krieg ein ohnehin armes Land in eine humanitäre Katastrophe stürzen kann.

Hunger, Krankheit, Vertreibung und zerstörte Infrastruktur prägen seit Jahren den Alltag vieler Menschen. Staatliche Einheit, demokratische Mitbestimmung und verlässliche Verwaltung sind weitgehend zerbrochen.

5. Afghanistan

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Zentral-/Südasiens

Afghanistan war schon lange arm, ländlich geprägt und instabil. Seit der Machtübernahme der Taliban haben wirtschaftliche Isolation, Hunger und die Einschränkungen für Frauen und Mädchen die Lage weiter verschlechtert. Armut bedeutet hier nicht nur Geldmangel, sondern auch politische und persönliche Unfreiheit.

6. Demokratische Republik Kongo

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Subsahara-Afrika

Die Demokratische Republik Kongo ist rohstoffreich und zugleich von großer menschlicher Not geprägt. Besonders im Osten zerstören bewaffnete Konflikte, Vertreibung und Gewalt das Leben von Millionen Menschen. Schwache staatliche Kontrolle, Korruption und geringe demokratische Wirksamkeit verhindern, dass Reichtum und politische Entscheidungen bei der Bevölkerung ankommen.

7. Somalia

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika / Horn von Afrika

Somalia leidet seit Jahrzehnten unter fragiler Staatlichkeit, Gewalt, Dürre und Hunger. Bewaffnete Gruppen, schwache Institutionen und wiederkehrende Klimakrisen machen Fortschritte extrem schwer. Wo der Staat kaum Schutz, Schulen, Gerichte oder Versorgung bieten kann, bleibt demokratische Mitbestimmung für viele Menschen weit entfernt.

8. Haiti

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Karibik

Haiti ist eines der ärmsten Länder der westlichen Hemisphäre. Naturkatastrophen, politische Schwäche, Gewalt und der Zerfall staatlicher Ordnung haben die Lage stark verschlimmert. Wenn Banden, Korruption und Staatsversagen den Alltag bestimmen, verlieren Bürger fast jede Möglichkeit, ihr Gemeinwesen demokratisch zu gestalten.

9. Syrien

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Nahost

Der Bürgerkrieg hat große Teile Syriens zerstört. Millionen Menschen wurden vertrieben, Schulen, Kliniken, Wohnungen und

Arbeitsmöglichkeiten gingen verloren. Das autoritäre politische System, Repression und fehlende freie Mitbestimmung sind Teil der Ursachen, warum Missstände kaum friedlich korrigiert werden konnten.

10. Myanmar

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Südostasien

Nach einer Phase vorsichtiger Öffnung hat der Militärputsch das Land schwer zurückgeworfen. Gewalt, Bürgerkrieg, Vertreibung, wirtschaftlicher Niedergang und politische Unterdrückung verschärfen Armut und Unsicherheit. Der negative Trend zeigt, wie schnell Armut und Not wachsen können, wenn Militärherrschaft demokratische Entwicklung zerstört.

11. Zentralafrikanische Republik

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika

Die Zentralafrikanische Republik ist reich an Bodenschätzen, aber viele Menschen leben in extremer Armut. Gewalt, schwache staatliche Kontrolle, schlechte Straßen und geringe Versorgung verhindern Entwicklung. Demokratische Institutionen sind schwach; viele Menschen erleben Macht eher durch bewaffnete Gruppen als durch einen verlässlichen Staat.

12. Niger

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Subsahara-Afrika / Sahel

Niger gehört zu den ärmsten Ländern der Welt und leidet unter Bevölkerungswachstum, Klimadruck, schwacher Bildung und Gewalt in der Sahelzone. Der Militärputsch und regionale Unsicherheit haben die Lage zusätzlich erschwert.

Wo demokratische Kontrolle ausfällt, können Menschen kaum Einfluss darauf nehmen, ob Schulen, Wasser, Strom oder Sicherheit Vorrang bekommen.

13. Tschad

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika / Sahel

Der Tschad liegt zwischen Sahel, Wüste und mehreren Krisenregionen. Armut, schwache Infrastruktur, politische Unsicherheit und Flüchtlingsbewegungen prägen das Land.

Politische Macht ist stark konzentriert, und für viele Bürger bleibt Mitbestimmung eher ein Versprechen als gelebte Wirklichkeit.

14. Mali

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Subsahara-Afrika / Sahel

Mali ist in den letzten Jahren stark destabilisiert worden.

Gewalt, islamistische Gruppen, Militärputsche und der Rückzug staatlicher Kontrolle haben viele Regionen unsicher gemacht. Wenn Schulen schließen, Märkte wegbrechen und demokratische Kontrolle durch Militärherrschaft ersetzt wird, wird Armut noch härter.

15. Burkina Faso

Akute Notlage: ●●●●○

Trend: verschlechtert

Region: Subsahara-Afrika / Sahel

Burkina Faso war lange vergleichsweise stabil, ist aber inzwischen schwer von Gewalt und Vertreibung betroffen.

Bewaffnete Gruppen bedrohen große Gebiete, viele Menschen können Felder und Dörfer nicht mehr sicher nutzen. Militärische Machtübernahmen und fehlende demokratische Strukturen haben die Möglichkeiten der Bevölkerung, den Kurs des Landes mitzubestimmen, weiter geschwächt.

16. Burundi

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika

Burundi gehört seit Langem zu den ärmsten Ländern der Welt. Das Land ist klein, dicht besiedelt und stark von Landwirtschaft abhängig. Politische Enge, schwache Rechte und geringe demokratische Kontrolle erschweren es, Armut, Korruption und schlechte Versorgung offen zu bekämpfen.

17. Madagaskar

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika / Inselstaat

Madagaskar ist kein typisches Kriegsland, aber extreme Armut, Unterernährung, schwache Infrastruktur und Klimaschäden belasten Millionen Menschen.

Besonders im Süden führen Dürren und Ernteaussfälle immer wieder zu Hungerkrisen. Politische Instabilität, schwache Verwaltung und geringe staatliche Leistungsfähigkeit verhindern, dass vorhandene Chancen ausreichend genutzt werden.

18. Mosambik

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: gemischt

Region: Subsahara-Afrika

Mosambik hat Fortschritte gemacht, bleibt aber stark armutsgefährdet. Im Norden, besonders in Cabo Delgado, haben Gewalt und Vertreibung die Lage verschärft.

Demokratische Strukturen bestehen formal, werden aber durch Korruption, schwache Institutionen und regionale Unsicherheit stark belastet.

19. Äthiopien

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: gemischt

Region: Subsahara-Afrika / Horn von Afrika

Äthiopien hat langfristig große Fortschritte bei Armutsrückgang, Bildung, Infrastruktur und Wirtschaft gemacht. Konflikte, Dürre und politische Spannungen haben diese Entwicklung zuletzt stark beschädigt. Der politische Raum bleibt begrenzt; ohne echte Beteiligung und Ausgleich zwischen Regionen können Fortschritte schnell wieder gefährdet werden.

20. Eritrea

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Horn von Afrika

Eritrea ist politisch abgeschottet und stark autoritär geprägt.

Armut, Militärdienst, Auswanderung und geringe wirtschaftliche Möglichkeiten bestimmen das Leben vieler Menschen. Wenn Bürger kaum mitbestimmen können, bleiben Fehlentwicklungen schwer korrigierbar.

21. Malawi

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: eher verbessert

Region: Subsahara-Afrika

Malawi ist sehr arm, aber weniger von Krieg geprägt als viele andere Länder dieser Übersicht. Bildung und Gesundheit haben sich teilweise verbessert, doch Landwirtschaft, Klimarisiken und geringe Einkommen machen viele Familien verletzlich. Das Land besitzt demokratische Elemente, steht aber weiter vor der Aufgabe, politische Mitsprache in bessere Lebensbedingungen umzusetzen.

22. Liberia

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: eher verbessert

Region: Subsahara-Afrika

Liberia hat sich nach Bürgerkrieg und Ebola-Krise stabilisiert.

Trotzdem bleiben Armut, schwache Infrastruktur, Arbeitslosigkeit und geringe staatliche Leistungsfähigkeit große Probleme. Demokratische Wechsel und politische Beteiligung sind ein Fortschritt, aber sie müssen noch stärker zu Schulen, Jobs, Gesundheit und verlässlicher Verwaltung führen.

23. Sierra Leone

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: eher verbessert

Region: Subsahara-Afrika

Sierra Leone hat nach Bürgerkrieg und Ebola Fortschritte gemacht. Armut, schwache Gesundheitsversorgung und geringe Einkommen sind aber weiterhin verbreitet. Das Land zeigt, dass demokratische Entwicklung helfen kann, aber allein nicht genügt, wenn Wirtschaft, Infrastruktur und Gesundheitssysteme schwach bleiben.

24. Nigeria

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: gemischt

Region: Subsahara-Afrika

Nigeria ist nicht eines der ärmsten Länder nach Durchschnittseinkommen, aber wegen seiner riesigen Bevölkerung

zentral. Millionen Menschen leben in Armut, besonders im Norden verschärfen Gewalt, Hunger und schwache Bildung die Lage. Das Land ist formal demokratisch, leidet aber unter Korruption, regionalen Spannungen und der Frage, ob der Staat seine enorme Kraft wirklich für breite Entwicklung nutzt.

25. Pakistan

Akute Notlage: ●●●○○

Trend: gemischt

Region: Südasien

Pakistan ist kein klassisches „ärmstes Land“, aber wegen seiner Bevölkerungsgröße, Armut und Klimarisiken wichtig.

Überschwemmungen, Inflation, Schulden, Energieprobleme und politische Instabilität treffen besonders arme Familien hart. Demokratische Elemente bestehen, werden aber durch Militärmacht, Korruption und instabile Institutionen immer wieder eingeschränkt.

26. Bangladesch

Akute Notlage: ●●○○○

Trend: eher verbessert

Region: Südasien

Bangladesch hat große Fortschritte bei Armutsrückgang, Bildung, Gesundheit und Arbeit für Frauen gemacht.

Trotzdem bleibt das Land wegen hoher Bevölkerungsdichte, niedriger Löhne, Überschwemmungen, Zyklonen und Klimarisiken sehr verletzlich. Politische Spannungen und eingeschränkte demokratische Qualität

zeigen, dass wirtschaftlicher Fortschritt nicht automatisch politische Freiheit bedeutet.

27. Nepal

Akute Notlage: ●●○○○

Trend: eher verbessert

Region: Südasien

Nepal hat langfristig Fortschritte bei Bildung, Gesundheit und Armutsreduktion gemacht. Gebirge, Erdbebenrisiken, schwache Infrastruktur und Arbeitsmigration machen viele Familien aber weiterhin verletzlich. Demokratische Strukturen sind vorhanden, müssen aber weiter stabilisiert werden, damit Fortschritt auch abgelegene Regionen erreicht.

28. Laos

Akute Notlage: ●●○○○

Trend: eher verbessert

Region: Südostasien

Laos hat sich wirtschaftlich verbessert, bleibt aber ein armes Binnenland mit begrenzter Infrastruktur. Viele Menschen leben in ländlichen Regionen mit schwacher Gesundheitsversorgung, wenig Einkommen und schlechten Verkehrswegen. Das autoritäre Einparteiensystem begrenzt politische Mitbestimmung und öffentliche Kontrolle.

29. Guinea-Bissau

Akute Notlage: ●●○○○

Trend: dauerhaft kritisch

Region: Subsahara-Afrika

Guinea-Bissau leidet unter politischer Instabilität, schwacher Verwaltung und geringer wirtschaftlicher Entwicklung. Viele Menschen sind von Landwirtschaft abhängig, besonders von Cashew-Produktion. Demokratische Strukturen sind fragil, und häufige politische Krisen verhindern verlässliche Entwicklung.

30. Papua-Neuguinea

Akute Notlage: ●●○○○

Trend: gemischt

Region: Pazifik

Papua-Neuguinea wird in Armutsdebatten oft übersehen, hat aber große Entwicklungsprobleme. Schwierige Geografie, schwache Infrastruktur, Gewalt und geringe staatliche Reichweite verhindern, dass viele Menschen von Rohstoffen und Wirtschaft profitieren. Demokratische Strukturen bestehen, doch Staat, Verwaltung und Versorgung erreichen viele abgelegene Regionen kaum.

Weitere Länder mit erheblicher Armut oder hoher Anfälligkeit bei Krisen: Uganda, Tansania, Sambia, Simbabwe, Ruanda, Kamerun, Mauretanien, Gambia, Lesotho, Eswatini, Kambodscha, Timor-Leste, Libanon, Irak, Venezuela.

Diese Übersicht zeigt vor allem eines: Die heutige Not hat viele Gesichter. Im Sudan und in Gaza steht die akute humanitäre Katastrophe im Vordergrund. Im Südsudan, in Somalia oder in der Zentralafrikanischen Republik treffen Armut, Hunger und fehlende demokratische Strukturen seit Jahren zusammen. In Ländern wie Mali, Burkina Faso oder Niger verschärfen Gewalt, Militärregierungen und fehlende demokratische

Kontrolle eine ohnehin schwierige Lage. In Bangladesch, Nepal oder Laos sieht man dagegen, dass Fortschritt möglich ist, aber verletzlich bleibt.

Manche Länder in dieser Übersicht sind reich an Rohstoffen.

Andere besitzen fruchtbares Land, junge Bevölkerungen oder strategisch wichtige Lagen. Viele Menschen dort arbeiten hart, gründen kleine Geschäfte, ziehen Kinder groß, bestellen Felder, verkaufen Waren auf Märkten oder versuchen, ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Die Not entsteht nicht, weil die Menschen dort weniger fleißig oder weniger fähig wären. Sie entsteht, weil die Bedingungen gegen sie arbeiten.

Zu diesen Bedingungen gehört auch politische Machtlosigkeit. In einer Diktatur, einer Militärherrschaft oder einem zerfallenden Staat kann die Bevölkerung Missstände kaum korrigieren. Wenn Geld für Stromleitungen, Schulen oder Brunnen verschwindet, wenn Kritik gefährlich ist und wenn Bürger nicht wirklich mitentscheiden können, bleibt Armut oft bestehen. In einer funktionierenden Demokratie – und erst recht in einer direkten Demokratie – hätten Menschen mehr Möglichkeiten, Fehlentscheidungen sichtbar zu machen und öffentliche Mittel dorthin zu lenken, wo sie gebraucht werden.

Wer in einem Dorf ohne Strom aufwächst, hat andere Chancen als ein Kind, das abends lernen kann. Wer keinen sicheren Weg zur Schule hat, verliert Zeit und Zukunft. Wer in einer Region lebt, in der bewaffnete Gruppen Straßen kontrollieren, kann nicht einfach ein Geschäft aufbauen. Wer krank wird, aber keine Klinik erreicht, verliert vielleicht nicht nur Gesundheit, sondern auch Einkommen, Ernte, Ausbildung oder das Leben.

Darum reicht es nicht, nur auf Einkommen zu schauen. Armut wird besonders hart, wenn mehrere Dinge gleichzeitig fehlen: Nahrung,

Wasser, Sicherheit, Schule, medizinische Hilfe, Strom, Straßen, funktionierende Verwaltung, demokratische Kontrolle und Frieden.

Für dieses Buch ist diese Übersicht wichtig, weil sie den Blick schärft. Später geht es um die Frage, wie private Spenden sinnvoll helfen können. Aber bevor man sinnvoll helfen kann, muss man verstehen, wo Not besonders groß ist – und welche Art von Not dort herrscht.

1.4 Der Blick richtet sich auf Afrika

Die Übersicht der größten Not zeigt ein deutliches Muster: Viele der besonders betroffenen Länder liegen in Afrika, vor allem südlich der Sahara.

Gerade deshalb müssen wir vorsichtig sein.

Afrika ist kein einzelnes Land. Afrika ist kein einheitliches Problem. Und Afrika ist erst recht nicht nur Armut, Hunger und Krieg. Wer Afrika so betrachtet, sieht nur einen kleinen, traurigen Ausschnitt – und verpasst den eigentlichen Kontinent.

Afrika ist riesig. So riesig, dass unser Gefühl für Größe oft nicht ausreicht. Die USA, China und Indien zusammen würden in Afrika Platz finden – und danach bliebe immer noch eine Fläche übrig, die fast drei Vierteln Europas entspricht. Allein die Sahara ist ungefähr so groß wie die Vereinigten Staaten. Schon diese Größenordnung zeigt: Über „Afrika“ zu sprechen, als wäre es ein überschaubarer Raum mit wenigen einfachen Erklärungen, ist unmöglich.

Afrika ist auch der Ursprung der Menschheit. Wenn man weit genug zurückblickt, beginnt unsere gemeinsame Geschichte dort. In diesem Sinn sind wir alle Afrikaner. Dieser Gedanke ist mehr als eine schöne Formulierung. Er verändert den Blick. Afrika ist nicht nur ein ferner

Kontinent, über den wir in den Nachrichten sprechen. Afrika gehört zur Geschichte von uns allen.

Und diese Geschichte ist groß, reich und schwer zugleich. Sie reicht von frühen Menschheitswegen über mächtige Reiche, Handelsrouten, Sprachen, Kulturen und Städte bis zu Kolonialherrschaft, Ausbeutung und Sklavenhandel. Sie erzählt von Gewalt und Raub, aber auch von Widerstand, Würde und Überleben. Viele Grenzen afrikanischer Staaten wurden nicht von den Menschen gezogen, die dort lebten, sondern von europäischen Mächten. Auch das wirkt bis heute nach.

Gleichzeitig wäre es falsch, Afrika nur aus der Vergangenheit zu erklären. Der Kontinent ist jung, schnell wachsend und voller Bewegung. In afrikanischen Millionenstädten entstehen Unternehmen, Universitäten, digitale Ideen, Musik, Mode, Kunst, Handel und Technik. Es gibt Hightech, Mobilfunk, Solarlösungen, junge Gründerinnen und Gründer, wohlhabende Eliten, internationale Investitionen und Länder mit beachtlichen Fortschritten.

Und doch sterben auf demselben Kontinent Kinder an Hunger, Frauen auf dem Weg zur Wasserstelle, Kranke ohne Medikamente und Familien in Kriegen, die sie nicht begonnen haben.

Dieser Gegensatz macht Afrika so schwer zu begreifen – und so wichtig für dieses Buch.

Denn Afrika ist nicht einfach arm. Afrika ist gleichzeitig reich und arm, jung und verletzlich, rohstoffreich und oft ungerecht verteilt, voller Chancen und voller Blockaden. In manchen Regionen entstehen moderne Städte und digitale Märkte.

In anderen fehlt Strom, sauberes Wasser, eine Straße zur nächsten Klinik oder eine Schule, die regelmäßig geöffnet ist.

Kapitel 1 hat gezeigt: Die Welt ist besser geworden – aber nicht überall. Kapitel 2 schaut nun genauer auf den Kontinent, auf dem sich heute viele dieser Gegensätze besonders deutlich zeigen.

Es geht dabei nicht um Mitleid von oben herab. Besser ist ein anderer Blick: Respekt, Genauigkeit und echtes Interesse.

Im nächsten Kapitel geht es deshalb um Afrika als Ursprung der Menschheit, als gewaltigen Kontinent, als Raum großer Vielfalt, als Kontinent mit einer schweren Geschichte – und als Ort, an dem sich einige der wichtigsten Zukunftsfragen der Welt entscheiden.

Wer später über sinnvolle Hilfe sprechen will, muss diesen Kontinent zuerst besser verstehen.

Gute Hilfe beginnt mit Verstehen.

Quellen und Hinweise zu Kapitel 1

Stand der verwendeten Daten und Berichte: 12. Juni 2026. Zahlen, Projektionen und Ländereinschätzungen können sich ändern; sie dienen hier der sachlichen Orientierung für dieses Kapitel.

Zu 1.1

Die weltweiten Zahlen zur extremen Armut stützen sich vor allem auf die Poverty-Themenseite der Weltbank, die Poverty and Inequality Platform (PIP), den World Bank Group Poverty and Inequality Update vom Oktober 2025 und die Weltbank-Aktualisierung vom März 2026. Die Weltbank nennt für 1990 rund 2,3 Milliarden Menschen in extremer Armut; für die Mitte der 2020er-Jahre liegen die gerundeten Datenstände bei gut 800 Millionen Menschen. Die neue internationale Armutsgrenze von 3 US-Dollar pro Person und Tag beruht auf dem World-Bank-Factsheet zur Aktualisierung der globalen Armutsgrenzen vom Juni 2025. Die China-Aussage stützt sich auf die Weltbank-Publikation Four Decades

of Poverty Reduction in China und die dazugehörige Weltbank-Mitteilung vom 1. April 2022.

Weltbank, March 2024 global poverty update; Weltbank, The Impact of the War in Ukraine on Food Security; USDA, Global Fertilizer Market Challenged by Russia's Invasion of Ukraine.

Zu 1.2

World Bank und Development Research Center of the State Council, P. R. China: Four Decades of Poverty Reduction in China: Drivers, Insights for the World, and the Way Ahead, 2022. Grundlage für Chinas Armutsrückgang, wirtschaftliche Transformation, gezielte Armutsprogramme und staatliche Planung.openknowledge.worldbank.org

World Bank: Lifting 800 Million People Out of Poverty, 2022. Kurzfassung der wichtigsten Ergebnisse zum chinesischen Armutsrückgang.

worldbank.org

State Council Information Office of the People's Republic of China: Poverty Alleviation: China's Experience and Contribution, 2021. Quelle für die chinesischen Armutsprogramme und Zehnjahrespläne 2001-2010 und 2011-2020.scio.gov.cn Freedom House: China: Freedom in the World 2026. Einordnung Chinas als autoritär geführter Staat. freedomhouse.org World Bank Open Data: Net ODA received (% of GNI). Datengrundlage dafür, dass Entwicklungshilfe in China und Indien im Verhältnis zur gesamten Wirtschaftsleistung eher klein war. data.worldbank.org

Our World in Data: Poverty. Überblick über den weltweiten Rückgang extremer Armut und regionale Entwicklungen. ourworldindata.org

World Bank: World Development Report 2020: Trading for Development in the Age of Global Value Chains. Quelle für die Rolle von Handel,

Produktion und globalen Lieferketten bei Wachstum, Arbeit und Armutsreduktion. [worldbank.org](https://www.worldbank.org) World Bank: World Development Report 2017: Governance and the Law. Quelle für die Bedeutung von Regierung, Institutionen, Machtverteilung und funktionierender Verwaltung. [worldbank.org](https://www.worldbank.org) World Bank: Education & Skills. Quelle zur Bedeutung von Bildung für Einkommen, Gesundheit und Armutsreduktion.

[worldbank.org](https://www.worldbank.org) World Bank: Farming and Agribusiness. Quelle zur Bedeutung von Landwirtschaft, Ernährung, Einkommen und ländlicher Entwicklung. [worldbank.org](https://www.worldbank.org) World Bank / WHO: Universal Health Coverage. Quelle zur Verbindung von Gesundheit, finanzieller Sicherheit und Armutsbekämpfung. [worldbank.org](https://www.worldbank.org)

Zu 1.3

Die Länderübersicht ist keine mathematisch exakte Rangliste. Sie verbindet Armutsdaten und Analysen der Weltbank, insbesondere den Poverty and Inequality Update vom Oktober 2025, die PIP-Aktualisierung vom März 2026 und Weltbank-Hinweise zu Fragilität und Konflikt, mit Our-World-in-Data-Material zur 3-Dollar-Armutsgrenze und zur Armutsprojektion bis 2040. Die Grafik in 1.3 folgt der OWID-Grapher-Datei `projections-extreme-poverty-wb`; Datenquelle: Lakner et al. (2025), aktualisiert mit World Bank PIP im März 2026, CC BY 4.0. Die 2040-Zahl ist ausdrücklich eine Projektion, keine Vorhersage. Ergänzend wurden der UN Sustainable Development Goals Report 2025, der Global Report on Food Crises 2026, der UNDP Human Development Report 2025, der Fragile States Index, Freedom in the World 2025/2026, der Corruption Perceptions Index 2024 und der Democracy Index 2024 der Economist Intelligence Unit verwendet.

Zu 1.4

Die Größenangaben und die Einordnung Afrikas als Kontinent stützen sich auf gerundete Flächenangaben von Britannica zu Afrika, Europa, Sahara, USA, China und Indien sowie auf offene Flächendaten von Weltbank/FAO und Our World in Data. Die historischen und gesellschaftlichen Aussagen dienen der Einordnung und ersetzen keine eigene Afrikageschichte.

Kapitel 2

Afrika - Ursprung der Menschheit, Kontinent der Gegensätze

Wenn bei uns das Wort Afrika fällt, entstehen sofort Bilder. Manche sind schön: Sonne, wilde Tiere, Weite, rote Erde, bunte Märkte. Viele andere sind hart. Hunger. Krieg. Dürre. Staub. Kinder in Not. Kein Wasser. Kein Strom. Kein Baum, kein Strauch, alles trocken, alles unfruchtbar. Wüste, die sich immer weiter ausbreitet. Menschen, die dort eigentlich gar nicht leben können.

Und dann gibt es noch Gedanken, die kaum jemand gern ausspricht, die aber trotzdem in manchen Köpfen herumliegen: Sind die Menschen dort nicht auch selbst schuld? Warum kriegen die das nicht hin? Sind sie zu faul, zu ungebildet, zu zerstritten? Ist Afrika nicht einfach hoffnungslos, voller Anarchie, Gewalt und endloser Probleme der Menschen untereinander?

Das sind harte Gedanken. Manche sind schlicht falsch. Manche entstehen aus Bildern, die wir seit Jahrzehnten sehen. Und manche entstehen, weil wir fast immer erst dann von Afrika hören, wenn etwas Schlimmes passiert. Hungersnot. Putsch. Bürgerkrieg. Flucht. Epidemie. Wer nur solche Ausschnitte sieht, kann leicht glauben, es sei der ganze Kontinent verloren

Aber Afrika ist nicht ein Bild. Afrika ist ein riesiger Kontinent mit 54 Staaten, über einer Milliarde Menschen, Wüsten, Sandstränden und Regenwäldern, Megastädten und Dörfern, Universitäten und Slums, jungen Unternehmern und bitterer Armut, Hoffnung und Verzweiflung. Es gibt dort Länder, die wachsen, und Länder, die zerfallen. Es gibt gute Regierungen und schlechte. Reichtum und Elend. Schönheit und Gewalt. Menschen, die arbeiten, lachen, lieben, lernen, kämpfen, scheitern und wieder aufstehen.

Wenn dieses Buch über Spenden spricht, dann muss es deshalb zuerst unser eigenes Bild von Afrika prüfen. Nicht um alles schönzureden. Die Not ist real. Krieg, Korruption, Krankheit und Wassermangel sind real.

Aber die Menschen dort sind nicht das Problem.

Sie sind Menschen in Umständen, in denen viele von uns keine drei Tage bestehen würden.

Darum geht es in diesem Kapitel: genauer hinsehen. Weg von den einfachen Bildern.

2.1 Das Afrika in unseren Köpfen

Bevor wir über Zahlen, Länder und Armut sprechen, müssen wir über unseren Blick sprechen.

Was sehen wir eigentlich, wenn wir Afrika sagen?

Viele von uns sehen nicht zuerst einen Kontinent. Wir sehen eine Mischung aus Nachrichtenbildern, Schulwissen, Spendenplakaten, Dokumentationen und Halbwissen. Da ist irgendwo die Sahara. Irgendwo leben Elefanten und Löwen. Es gibt Pyramiden. Auch gibt es Hunger. und Krieg. Flüchtlingsboote. Irgendwo Kinder, die Hilfe brauchen.

Das ist nicht völlig falsch. Aber es ist viel zu wenig.

Es ist ungefähr so, als würde jemand Europa nur über den Zweiten Weltkrieg, Arbeitslosigkeit, Waldbrände, Flüchtlingslager und ein paar schöne Städte erklären. Alles davon hat es gegeben oder gibt es. Aber niemand würde sagen: So ist Europa.

Bei Afrika passiert genau das viel zu oft.

Der Kontinent wird auf seine Probleme verkleinert.

Und wenn man einen Kontinent lange genug auf seine Probleme verkleinert, passiert etwas Gefährliches: Man sieht die Menschen nicht mehr richtig. Dann werden aus Menschen “die Armen”. Aus Familien werden “Betroffene”. Aus Ländern werden “Krisengebiete”. Aus Kindern werden Bilder, die Mitleid erzeugen sollen.

Das will ich in diesem Buch nicht.

Ich will keine Not zeigen um Mitleid zu erzeugen, das ist würdelos. Wir dürfen Menschen nicht auf ihre Not reduzieren. Ein Kind, das Wasser holt, ist nicht nur ein armes Kind mit einem Kanister. Es ist ein Kind mit einem Namen, mit Müdigkeit, mit Wünschen, vielleicht mit Angst, vielleicht mit Humor, vielleicht mit einem Traum, vielleicht mit einem kleinen Bruder, auf den es aufpassen muss.

Ein Mann, der in einem Slum lebt, ist nicht nur ein Slumbewohner. Vielleicht ist er Fischer, Handwerker, Verkäufer, Vater, Nachbar, jemand, der morgens aufsteht und versucht, durchzukommen. Eine Frau, die auf offenem Feuer kocht, ist nicht nur ein Symbol für Armut. Sie ist vielleicht die Person, die den ganzen Tag dafür sorgt, dass eine Familie überhaupt weiterlebt.

Das klingt selbstverständlich.

Ist es aber nicht.

Denn sobald Menschen sehr weit weg sind, werden sie für uns leicht abstrakt. Dann sagen wir “Afrika”, meinen aber eigentlich “Problem”. Oder “Not”. Oder “Chaos”. Oder “da unten”.

Schon dieses “da unten” ist verräterisch.

Es macht Abstand.

Natürlich liegt Afrika auf der Karte südlich von uns. Aber moralisch liegt niemand unten. Menschen sind nicht weniger wert, weil sie südlich des

Mittelmeers geboren wurden. Und sie sind auch nicht selbst schuld daran, dass sie in einem Land aufwachsen, in dem Wasser, Strom, Schule, Sicherheit und medizinische Hilfe fehlen.

Sie hatten Pech.

So einfach und so hart ist es oft.

Wir hatten Glück.

Wir wurden in Ländern geboren, in denen ein Staat funktioniert. Nicht perfekt, aber im Vergleich zu vielen armen Regionen der Welt sehr gut. Wir haben Straßen, Krankenhäuser, Schulen, Stromleitungen, Wasserwerke, Müllabfuhr, Versicherungen, Gerichte, Polizei, Banken, Ausbildungen, Rentensysteme und unzählige Dinge, die uns so normal erscheinen, dass wir sie gar nicht mehr als Glück erkennen.

Die Meisten Menschen in den ärmsten Regionen Afrikas haben dieses Startpaket nicht.

Das macht sie nicht dümmer.

Es macht ihr Leben schwerer.

Manchmal hört man Sätze wie: Warum arbeiten die nicht einfach mehr? Warum bauen die nicht einfach etwas auf? Warum bekommen die so viele Kinder? Warum regeln die ihre Länder nicht ordentlich?

Solche Fragen kann man stellen. Aber man muss sehr vorsichtig sein, wenn man sie aus einem bequemen Wohnzimmer heraus stellt.

Denn wer von uns müsste morgens erst Wasser holen, bevor der Tag beginnt? Wer müsste überlegen, ob das Kind mit Fieber heute zum Arzt kann oder ob das Geld dafür nicht reicht? Wer müsste bei einer Geburt hoffen, dass irgendjemand ein Motorrad hat, weil kein Krankenwagen kommt? Wer müsste abends aufhören zu lernen, weil die Sonne

untergeht? Wer müsste seine Ernte verkaufen, obwohl der Preis schlecht ist, weil sonst gar kein Geld da ist?

Viele Menschen dort arbeiten nicht zu wenig.

Sie arbeiten unter Umständen, die uns überfordern würden.

Sie sind Menschen in Umständen, in denen viele von uns wahrscheinlich keinen Tag bestehen würden.

Das ist für mich ein Schlüsselsatz.

Nicht weil wir uns schlecht fühlen sollen. Sondern weil er unseren Blick gerade rückt. Wir schauen nicht auf Menschen herab. Wir schauen auf Menschen, die mit weniger Schutz, weniger Infrastruktur und weniger Chancen durch einen viel härteren Alltag gehen.

Natürlich gibt es auch in Afrika Faulheit, Egoismus, Kriminalität, Gewalt und Verantwortungslosigkeit. Warum sollte es dort anders sein als bei uns? Menschen sind Menschen. Es gibt gute und schlechte, mutige und feige, hilfsbereite und rücksichtslose. Aber es ist ein großer Unterschied, ob ein Mensch in einem funktionierenden System Fehler macht oder in einem System lebt, das selbst Fehler produziert.

Wenn bei uns jemand krank wird, gibt es Strukturen.

Wenn dort jemand krank wird, beginnt oft erst die Suche: Wer kann helfen? Wo ist die nächste Klinik? Wie kommen wir hin? Was kostet es? Gibt es Medikamente? Ist überhaupt Strom da? Gibt es sauberes Wasser? Wer bleibt bei den Kindern? Wer verdient morgen Geld?

An solchen Fragen sieht man: Armut ist nicht nur wenig Geld.

Armut ist ein ganzes Geflecht von Problemen. Es ist fehlende Zeit. Fehlender Schutz. Fehlende Wahl. Fehlendes Vertrauen. Fehlender

Zugang. Fehlende Sicherheit. Fehlende Chance. Und oft auch die Erfahrung, dass man sich anstrengt und trotzdem nicht vorankommt.

Genau deshalb müssen wir Afrika differenziert betrachten.

Nicht weichzeichnen. Nicht schönreden. Aber auch nicht abstempeln.

Afrika ist der Kontinent mit der jüngsten Bevölkerung der Welt. In vielen Ländern sind sehr viele Menschen Kinder oder Jugendliche. Das kann eine große Chance sein, wenn Bildung, Arbeit, Gesundheit und Frieden mitwachsen. Es kann aber auch zu einer riesigen Überforderung werden, wenn Schulen fehlen, Jobs fehlen und Städte schneller wachsen, als Wasserleitungen, Wohnungen und Straßen gebaut werden.

Afrika ist sprachlich und kulturell unglaublich vielfältig. UNESCO spricht von etwa 1.500 bis 3.000 Sprachen auf dem Kontinent. In manchen Familien wird zu Hause eine andere Sprache gesprochen als auf dem Markt, in der Schule oder beim Amt. Kolonialsprachen wie Englisch, Französisch und Portugiesisch spielen bis heute eine Rolle. Arabisch ist im Norden und Nordosten wichtig. Kiswahili verbindet in Ostafrika viele Menschen. In Südafrika sind sogar zwölf Sprachen offiziell anerkannte Amtsprachen.

Allein daran merkt man, wie falsch es ist, Afrika als eine einheitliche Fläche zu behandeln.

Ein Mensch in Marokko lebt nicht wie ein Mensch in Malawi. Ein Jugendlicher in Lagos lebt nicht wie ein Hirte in der Sahelzone. Eine Unternehmerin in Nairobi hat andere Möglichkeiten als eine Kleinbäuerin in einem abgelegenen Dorf in Mosambik. Und selbst innerhalb einer Stadt können Welten nebeneinanderliegen: Glasfassaden und Blechdächer, Villen und Hütten, Privatkliniken und Gesundheitsstationen ohne Strom.

Diese Gegensätze werden uns in diesem Kapitel immer wieder begegnen.

Und sie sind wichtig für das ganze Buch.

Denn wenn wir später über Spenden sprechen, dürfen wir nicht so tun, als gäbe es eine einzige Antwort. Eine Spende für sauberes Wasser hilft dort, wo Wasser der tägliche Kampf ist. Eine Solarlampe hilft dort, wo Dunkelheit Lernen, Sicherheit und Arbeit begrenzt. Medizinische Hilfe hilft dort, wo eine behandelbare Krankheit lebensgefährlich wird. Bildung hilft dort, wo Kinder nicht nur Bücher brauchen, sondern auch Toiletten, Licht, Wege und Zeit.

Aber bevor wir diese Bereiche einzeln unter die Lupe nehmen, müssen wir zuerst den Kontinent besser verstehen.

Wir müssen sehen, wie groß Afrika wirklich ist, wie verschieden die Landschaften sind.

Wir müssen sehen, wie Städte wachsen und warum Stadt und Land so unterschiedlich sind.

Und wir müssen sehen, warum zwei Nachbarländer sich ganz anders entwickeln können, obwohl sie gleiche Voraussetzungen haben.

Das ist die Aufgabe dieses Kapitels. Es soll nicht alles erklären. Das kann ein Kapitel nicht.

Aber es soll den Blick öffnen.

Weg vom schnellen Bild.

Hin zum genaueren Hinsehen.

Denn erst wenn wir genauer hinsehen, wird aus Mitleid etwas Besseres: Verantwortung mit Verstand.

Und genau darum geht es in diesem Buch.

2.2 Ein Kontinent von gewaltiger Größe

Wenn man Afrika verstehen will, muss man mit seiner Größe anfangen.

Nicht, weil Größe allein alles erklärt. Aber weil sie unseren Blick korrigiert. Auf vielen Weltkarten wirkt Afrika kleiner, als es wirklich ist. Europa sitzt oben, breitgezogen und vertraut. Afrika liegt darunter, irgendwie kompakt, irgendwie weit weg. Man sieht es an und denkt: ein Kontinent, ja. Aber im Kopf bleibt er oft kleiner, als er ist.

In Wirklichkeit ist Afrika riesig.



Globus mit Afrika

Über 30 Millionen Quadratkilometer. USA, China und Indien würden zusammen in Afrika hineinpassen. Wenn man aus Mitteleuropa kommt, unterschätzt man diese Entfernungen leicht. Wir fahren ein paar Stunden und sind in einem anderen Land. In Afrika können zwischen zwei Staaten Entfernungen liegen, die sich eher wie mehrere Welten anfühlen.

Von Nordafrika bis zum südlichsten Rand des Kontinents sind es über 8.000 Kilometer. Von Westafrika bis Ostafrika 7.400. Dazwischen liegen Wüsten, Savannen, Gebirge, Regenwälder, Seen, Flüsse, Küsten, Hochländer, Millionenstädte und abgelegene Dörfer.

Im Norden liegt das Afrika, das eng mit dem Mittelmeer, der arabischen Welt und Europa verbunden ist. Marokko, Algerien, Tunesien, Libyen, Ägypten. Alte Städte, Handel, Islam, Wüste, Küste, Nil, Tourismus, Migration, politische Spannungen, moderne Städte und sehr alte Geschichte.

Dann kommt die Sahara.

Und die Sahara ist nicht einfach eine große Sandfläche, wie man sie aus Filmen kennt. Sie ist die größte heiße Wüste der Erde, so groß wie die USA, ein riesiger Raum aus Stein, Sand, Trockenheit, Oasen, Gebirgen und fast unvorstellbarer Weite. Sie trennt nicht alles sauber voneinander, aber sie prägt den Kontinent. Nördlich und südlich der Sahara haben sich andere Handelswege, Sprachen, Religionen, Lebensweisen und politische Räume entwickelt.

Südlich davon liegt der Sahel.

Ein Wort, das viele schon gehört haben, aber kaum jemand wirklich einordnen kann. Der Sahel ist dieser lange Übergangsraum am Südrand der Sahara. Nicht mehr reine Wüste, aber auch kein üppiges Land. Regen ist unsicher. Dürre ist ein ständiges Thema. Viehhirten, Bauern, wachsende Bevölkerung, politische Schwäche, Terrorgruppen, Konflikte

um Land und Wasser - hier spürt man sehr deutlich, wie Klima, Armut und Sicherheit ineinandergreifen.

Wenn wir später über Hunger, Wasser und Flucht sprechen, wird der Sahel wieder auftauchen.

Weiter südlich verändert sich der Kontinent wieder.

Da kommen Savannen, Wälder, Flüsse, Ackerland, Dörfer und Städte. Westafrika mit Nigeria, Ghana, Senegal, Mali, Burkina Faso und vielen anderen Ländern. Eine Region voller Handel, Musik, Sprachen, Religion, Kreativität und gleichzeitig mit sehr harten Problemen: Armut, junge Bevölkerung, schlechte Infrastruktur, manchmal Gewalt, manchmal schwache Staaten.

Nigeria allein zeigt schon, wie groß Afrika im Inneren ist. Es ist nur ein Land, aber mit mehr Menschen als jedes Land Europas (240 Millionen). Lagos ist eine Weltstadt, überfüllt, laut, reich, arm, ehrgeizig, chaotisch, kreativ. Im Norden Nigerias gibt es andere religiöse, politische und klimatische Bedingungen als im Süden. Selbst ein einziges afrikanisches Land kann innerlich so unterschiedlich sein, dass man vorsichtig werden muss.

Dann Zentralafrika.

Hier liegt das Kongo-Becken mit einem der größten Regenwaldgebiete der Erde, nach dem Amazonas der zweitgrößte tropische Regenwald. Wenn Menschen bei Afrika nur an Trockenheit denken, passt dieses Bild nicht mehr. Hier gibt es Wasser, Wald, Flüsse, Bodenschätze und gleichzeitig enorme Armut, schwache Infrastruktur, Gewalt und in manchen Regionen fast unvorstellbare Schwierigkeiten, überhaupt von einem Ort zum anderen zu kommen.

Armut sieht in einer trockenen Sahelregion anders aus als in einem feuchten Waldgebiet. In der einen Region kann Wasser knapp sein. In der

anderen kann Wasser überall sein und trotzdem nicht sauber trinkbar. In der einen Region ist die Dürre das Problem. In der anderen der Weg zur Klinik, die Gewalt, der fehlende Markt, die schlechte Straße, die eher ein Weg ist, der Strom, der nicht da ist.

Ostafrika ist wieder anders.

Kenia, Tansania, Uganda, Äthiopien, Ruanda, Somalia, Südsudan und andere. Hochland, Große Seen, Savannen, Küsten, Tee, Kaffee, Viehzucht, Städte wie Nairobi, Addis Abeba, Kampala, Kigali, Dar es Salaam. Einige Länder haben sich in bestimmten Bereichen erstaunlich entwickelt. Andere kämpfen mit Krieg, Dürre, Hunger oder politischer Gewalt. Äthiopien hat Hochland und Millionenstädte, aber auch Regionen, in denen Konflikte und Hunger Menschen schwer treffen. Kenia hat moderne Wirtschaftszentren und gleichzeitig sehr arme ländliche Gebiete und große illegale Siedlungen.

Und im Süden Afrikas wieder ein anderes Bild.

Südafrika mit Industrie, Minen, Universitäten, Weinbau, Häfen, Weltstädten und zugleich extremer Ungleichheit. Botswana als Beispiel für vergleichsweise stabile Entwicklung. Simbabwe als Beispiel dafür, wie ein Land mit guten Voraussetzungen abrutschen kann. Namibia mit Wüste, Weite und deutscher Kolonialgeschichte. Mosambik mit Küste, Armut, Gasvorkommen, Zyklonen und langen Wegen.

Das alles ist Afrika.

Nicht nur der Junge mit dem Wasserkannister. Nicht nur der Slum. Nicht nur die Safari. Nicht nur der Krieg.

Und nicht nur der Sonnenuntergang über der Savanne.

Afrika ist so groß, und unterschiedlich dass jedes einfache Bild falsch ist.

Das ist für unser Buch entscheidend. Denn wir wollen ja später nicht nur sagen: Bitte spenden. Wir wollen sagen: Schau genauer hin. Wo fehlt Wasser? Wo fehlt Strom? Wo fehlt medizinische Hilfe? Wo fehlt Bildung? Wo fehlt Einkommen? Wo fehlt Sicherheit? Und welche Art von Hilfe passt zu welchem Problem?

Ein Brunnen ist dort sinnvoll, wo Wasser wirklich der Engpass ist. Aber in einer Region mit viel Wasser und verschmutzten Quellen braucht es vielleicht eher Aufbereitung, Leitungen, Hygiene oder Schutz der Wasserstellen. Eine Solarlampe hilft einem Kind, das abends nicht lernen kann. Aber eine Klinik braucht vielleicht mehr als eine Lampe: verlässlichen Strom für Licht, Geräte, Kühlung und nächtliche Geburten. Ein Schulbuch hilft einem Kind, das zur Schule gehen kann. Aber wenn das Kind jeden Morgen zwei Stunden Wasser holen muss, dann ist das Buch nur ein Teil der Lösung.

Deshalb ist die Größe Afrikas nicht nur Geografie.

Sie ist eine Warnung vor schnellen Antworten.

Noch etwas gehört zu dieser Größe: die Bevölkerung.

Afrika hat heute mehr als 1,5 Milliarden Menschen. Die Vereinten Nationen erwarten, dass es bis 2050 etwa 2,5 Milliarden sein werden. Das ist eine gewaltige Zahl. Aber auch hier muss man vorsichtig sein. Es wäre falsch, daraus nur "Überbevölkerung" zu machen, als wären Menschen selbst das Problem.

Das Problem entsteht, wenn Bevölkerung schneller wächst als Schulen, Arbeitsplätze, Wohnungen, Kliniken, Wasserleitungen, Stromnetze, Straßen und Verwaltung. Dann wird aus einer jungen Bevölkerung nicht automatisch eine große Chance, sondern eine enorme Belastung. Dann sitzen zu viele Kinder in zu kleinen Klassen. Dann kommen junge Menschen auf einen Arbeitsmarkt, der sie nicht aufnehmen kann. Dann

wachsen Städte schneller, als man sie planen kann. Dann entstehen Slums nicht, weil Menschen gern im Elend wohnen, sondern weil sie irgendwo bleiben müssen.

Viele afrikanische Länder haben eine sehr junge Bevölkerung. Das kann ein Geschenk sein. Junge Menschen bringen Energie, Ideen, Arbeit, Bewegung. Aber nur, wenn sie eine Chance bekommen. Ohne gute Schulen, ohne Ausbildung, ohne Jobs und ohne halbwegs funktionierende Staaten kann Jugend auch Verzweiflung bedeuten. Wer jung ist und keine Perspektive hat, sucht trotzdem eine. Auf dem Land, in der Stadt, über Grenzen hinweg, manchmal legal, manchmal gefährlich.

Auch die Städte wachsen in Afrika mit einer Geschwindigkeit, die man sich bei uns kaum vorstellen kann.

Die Afrikanische Union beschreibt, dass der Anteil der Menschen in Städten stark steigt. 2010 lebten etwa 36 Prozent der Afrikaner in Städten. Bis 2030 könnte es etwa die Hälfte sein, bis 2050 noch deutlich mehr. Städte können Motoren von Entwicklung sein. Dort entstehen Handel, Arbeit, Ideen, Bildung, Kliniken, Verkehr, Internet, politische Bewegung. Aber wenn Städte schneller wachsen als Wohnungen, Wasser, Strom, Schulen und Jobs, dann entsteht nicht nur Fortschritt. Dann entsteht auch Enge.

Das ist die Brücke zu Lagos, Kinshasa, Nairobi, Addis Abeba und Johannesburg.

Wir dürfen Großstädte in Afrika nicht nur als Problem sehen. In ihnen steckt eine unglaubliche Kraft. Dort entstehen Filme, Musik, Unternehmen, Technologien, Mode, Medien, Universitäten, neue Lebensentwürfe. Junge Menschen wollen nicht nur überleben. Sie wollen etwas werden. Sie wollen arbeiten, lernen, Geld verdienen, gesehen werden, ihr Leben verbessern.

Aber dieselbe Stadt kann auch Menschen verschlucken.

Wer ohne Geld kommt, ohne Ausbildung, ohne sicheren Kontakt, landet schnell dort, wo die Stadt gerade noch Platz lässt: am Rand, im Wasser, an Bahnlinien, auf unsicherem Boden, in engen Höfen, in Hütten, in nicht legalen Siedlungen. Dann wird die Stadt nicht zur Zukunft, sondern zum täglichen Ringen um Miete, Arbeit, Wasser, Strom, Sicherheit und Würde.

Auch das ist Afrika.

Auch sprachlich und kulturell ist Afrika viel vielfältiger, als wir es uns oft vorstellen. In vielen Ländern wechseln Menschen selbstverständlich zwischen Familie, Markt, Schule und Amt zwischen mehreren Sprachen. Allein daran merkt man, wie falsch es ist, Afrika als eine einzige Fläche zu behandeln.

Afrika ist also nicht nur groß in Fläche. Afrika ist groß in Unterschieden. Groß in Sprachen. Groß in Entfernungen. Groß in Problemen.

Und groß in der Gefahr, dass wir es uns zu einfach machen.

Vielleicht ist genau das der wichtigste Gedanke dieses Unterkapitels: Afrika zwingt uns zur Genauigkeit. Wer helfen will, muss erst einmal aufhören, den Kontinent als ein einziges Bedürfnis zu betrachten. Afrika braucht nicht "Hilfe" im Allgemeinen. Menschen brauchen Wasser an bestimmten Orten. Licht in bestimmten Häusern. Medikamente in bestimmten Kliniken. Schulen mit Toiletten in bestimmten Dörfern. Frieden in bestimmten Regionen. Arbeit für bestimmte junge Menschen.

Je genauer wir hinschauen, desto menschlicher wird Hilfe.

Und desto sinnvoller kann eine Spende werden.

Denn eine gute Spende beginnt nicht mit dem Gefühl: Afrika ist arm.

Sie beginnt mit der besseren Frage: Welcher Mensch, an welchem Ort, braucht welche Hilfe, damit sein Leben erträglicher, sicherer oder selbstbestimmter wird?

Aber zunächst sehen wir uns die Geschichte Afrikas an um den Kontinent noch besser kennen zu lernen.

2.3 Ursprung der Menschheit und Geschichte

Afrikas

Wenn man Afrika heute nur mit Armut, Hunger, Krieg und Hilfsorganisationen verbindet, fehlt etwas Entscheidendes. Dann beginnt Afrika in unserem Kopf erst dort, wo die Probleme beginnen. Und das ist falsch. Afrika ist nicht zuerst ein Kontinent der Not. Afrika ist zuerst der Kontinent, auf dem unsere eigene Geschichte begonnen hat.

Das muss man einmal in Ruhe auf sich wirken lassen.

Der moderne Mensch, Homo sapiens, entwickelte sich nach heutigem Forschungsstand vor ungefähr 300.000 Jahren in Afrika. Von dort aus breitete sich unsere Art später über die Erde aus. Wir reden also nicht über einen fremden Kontinent am Rand der Weltgeschichte. Wir reden über den Anfang unserer gemeinsamen Menschheitsgeschichte.

Afrika ist nicht irgendwo draußen. Afrika ist in uns allen.

Wenn wir später über Menschen sprechen, die heute in Afrika ohne Strom, ohne sauberes Wasser oder ohne sichere medizinische Versorgung leben, dann sprechen wir nicht über “die da unten”. Wir sprechen über Menschen aus derselben großen Menschheitsfamilie. Menschen mit denselben Grundbedürfnissen, derselben Angst um ihre Kinder, derselben Hoffnung auf ein besseres Leben, demselben Wunsch nach Würde.

Vielleicht klingt das selbstverständlich.

Aber ich glaube, es ist nicht selbstverständlich genug.

Viele Bilder, die wir von Afrika im Kopf haben, beginnen viel zu spät. Oft beginnen sie mit Kolonialkarten, Sklaverei, Hunger, Bürgerkrieg, Entwicklungshelfern oder Spendenaufrufen. Das alles gehört zur Geschichte, teilweise sehr schmerzhaft. Aber es ist nicht der Anfang. Lange bevor Europa Afrika aufteilte, lange bevor Kolonialbeamte Grenzen zogen, lange bevor moderne Hilfswerke entstanden, lebten auf diesem Kontinent Menschen, die jagten, sammelten, Werkzeuge herstellten, Feuer nutzten, Spuren hinterließen, wanderten, erzählten, glaubten, bauten und lernten.

Später entstanden auf afrikanischem Boden große Kulturräume und Reiche.

Am Nil entwickelten sich frühe Hochkulturen, Ägypten und Nubien, mit Schrift, Verwaltung, Baukunst, Handel und Religion. Im heutigen Äthiopien und Eritrea wurde Aksum zu einem bedeutenden Reich, verbunden mit Handel, Münzen, Schrift und frühem Christentum. In Westafrika entstanden mächtige Reiche wie Ghana, Mali und Songhai. Dort ging es nicht nur um Gold und Salz, sondern auch um Handel, Kultur, Macht, Städte und religiöse Zentren. Timbuktu ist für viele heute nur ein fernes Wort. Aber es war über lange Zeit ein Ort von Bildung, Manuskripten und islamischer Kultur.

An der Ostküste Afrikas wuchs eine andere Welt.

Die Swahili-Küste war über den Indischen Ozean mit Arabien, Persien, Indien und später noch weiteren Handelsräumen verbunden. Waren, Sprachen, Religionen und Lebensweisen mischten sich. Im Süden Afrikas erinnert Great Zimbabwe daran, dass es auch dort große politische und wirtschaftliche Strukturen gab. In Westafrika zeigten das Königreich Benin, die Yoruba-Städte und viele andere Gesellschaften, dass Kunst, Handel, Handwerk, Religion und Macht hoch entwickelt sein konnten.

Auch frühere afrikanische Gesellschaften kannten Gewalt, Herrschaft, Kriege, Sklaverei, Ungleichheit und Ausbeutung. Es geht nicht darum, aus der Vergangenheit ein Märchen zu machen. Es geht darum, das Gegenteil zu vermeiden: Afrika nicht so darzustellen, als hätte dort vor Europa nichts Bedeutendes stattgefunden.

Denn genau das war lange ein Teil des Problems.

Afrikanische Geschichte wurde oft von außen erzählt. Von Forschern, Missionaren, Kolonialbeamten, Händlern und Reisenden. Viele sahen, was sie sehen wollten. Vieles wurde nicht verstanden, weil es nicht in europäische Formen passte. Wenn Geschichte nicht in lateinischer Schrift in einem Archiv lag, galt sie schnell als weniger wert. Wenn Wissen mündlich weitergegeben wurde, wurde es unterschätzt.

Dabei ist mündliche Überlieferung nicht einfach Gerede.

In vielen afrikanischen Gesellschaften wurden Herkunft, Recht, Erinnerung, Familiengeschichte, politische Ordnung und Lebenswissen über Erzählungen, Lieder, Sprichwörter, Rituale und besondere Wissenshüter weitergegeben. Das ist anders als ein Aktenordner in einem europäischen Staatsarchiv, aber nicht bedeutungslos. Es ist nur eine andere Form, Vergangenheit festzuhalten.

Die UNESCO hat genau deshalb schon in den 1960er Jahren begonnen, eine "General History of Africa" aufzubauen, also eine große Geschichte Afrikas aus afrikanischer Perspektive. Das allein sagt schon viel. Es musste erst ausdrücklich gesagt werden: Afrika hat eine eigene Geschichte, und diese Geschichte darf nicht nur aus dem Blick derer erzählt werden, die später kamen und herrschen wollten.

Dann kam der große Bruch.

Nicht ein einziger Bruch, eher mehrere Wunden, die sich tief in den Kontinent fraßen.

Eine davon war der Sklavenhandel. Besonders der transatlantische Sklavenhandel riss Millionen Menschen aus ihren Familien, Dörfern und Gesellschaften. Nach Schätzungen der Datenbank zum transatlantischen Sklavenhandel wurden etwa 12,5 Millionen Afrikaner auf Sklavenschiffe gezwungen, etwa 10,7 Millionen überlebten die Überfahrt. Das sind Zahlen, bei denen man schnell abstumpft. Aber jede dieser Zahlen war ein Mensch. Ein Sohn. Eine Mutter. Ein Vater. Ein Kind. Jemand mit Namen, Sprache, Erinnerung, Angst und Hoffnung.

Diese Gewalt traf nicht nur die Verschleppten.

Sie traf auch die zurückbleibenden Gesellschaften. Junge und kräftige Menschen verschwanden. Unsicherheit wuchs. Gewalt wurde zum Geschäft. Manche afrikanischen Herrscher und Händler waren daran beteiligt, auch das gehört zur Wahrheit. Aber die Nachfrage, die Schiffe, die Plantagenwirtschaft und der große Profit lagen in einem weltweiten System, das Menschen zu Ware machte.

Danach kam die Kolonialzeit.

Auch hier muss man vorsichtig sein. Nicht jedes heutige Problem Afrikas lässt sich bequem mit Kolonialismus erklären. Das wäre zu einfach. Es gab nach der Unabhängigkeit auch schlechte Regierungen, Korruption, Machtmissbrauch, Bürgerkriege und eigene Verantwortung. Aber es wäre genauso falsch, die Kolonialzeit kleinzureden.

Kolonialherrschaft war nicht in erster Linie dazu da, afrikanischen Menschen ein gutes Leben zu ermöglichen.

Sie war meist auf Kontrolle, Rohstoffe, Arbeitskraft, Handel, strategische Macht und Einfluss ausgerichtet. Straßen und Eisenbahnen wurden oft dort gebaut, wo Rohstoffe zum Hafen mussten. Verwaltung wurde dort aufgebaut, wo Kontrolle nötig war. Bildung wurde nicht überall so gefördert, dass breite Bevölkerungsschichten wirklich selbstbestimmt

aufsteigen konnten. Grenzen wurden gezogen, ohne dass die Menschen vor Ort im Mittelpunkt standen.

Die Berliner Konferenz von 1884/85 ist dafür ein starkes Symbol.

Europäische Mächte trafen sich in Berlin und regelten ihre Interessen in Afrika. Es ging um Handel, Einfluss, Kolonisierung und die Regeln, nach denen europäische Ansprüche anerkannt wurden. Afrikanische Gesellschaften waren nicht die gleichberechtigten Entscheider über ihre Zukunft. Man stelle sich einmal vor, andere würden irgendwo in einem fremden Land über unsere Grenzen, Rohstoffe und Lebensräume sprechen, ohne uns wirklich zu fragen. Da merkt man sofort, wie tief diese Anmaßung ging.

Nach außen sah Kolonialherrschaft oft ordentlich aus: Karten, Verwaltung, Uniformen, Gesetze, Eisenbahnlinien.

Aber für viele Menschen bedeutete sie Zwang, Entrechtung, Steuern, Arbeitsdruck, Landverlust, Gewalt, Demütigung und eine Wirtschaft, die nicht zuerst für sie da war. Sie bedeutete auch eine geistige Verletzung: den ständigen Versuch, afrikanische Kulturen, Sprachen und Lebensweisen als rückständig darzustellen.

Dann kamen die Unabhängigkeiten.

Viele afrikanische Länder wurden in den 1950er und 1960er Jahren unabhängig. Das war ein gewaltiger Moment. Hoffnung, Würde, Fahnen, neue Regierungen, eigene Stimmen. Endlich nicht mehr fremdbestimmt. Endlich selbst entscheiden. Wer nur die heutigen Krisen sieht, vergisst leicht, wie groß diese Hoffnung gewesen sein muss.

Aber Freiheit auf dem Papier ist noch kein funktionierender Staat.

Viele junge Staaten erbten schwache Verwaltungen, künstliche Grenzen, Wirtschaften, die auf wenige Rohstoffe oder Exportprodukte ausgerichtet

waren, zu wenig gut ausgebildete Fachkräfte, kaum Industrien, arme ländliche Räume und politische Spannungen. Dazu kam der Kalte Krieg. Manche Regierungen wurden unterstützt, nicht weil sie gut für ihre Menschen waren, sondern weil sie für eine Seite nützlich waren. Waffen, Einfluss, Militärhilfe und Ideologie kamen dazu.

So kann ein Land schon sehr belastet starten.

Und wenn dann noch ein schlechter Präsident, ein korrupter Machtapparat, ein Bürgerkrieg oder ein Rohstofffluch dazukommt, wird aus einer schweren Ausgangslage schnell eine Katastrophe. Manchmal wird ein Land reich im Boden und arm bei den Menschen. Diamanten, Öl, Kupfer, Kobalt, Gold oder seltene Rohstoffe klingen nach Wohlstand. Aber wenn Institutionen kriminell sind, wenn Macht sich bereichert und wenn Gewaltgruppen mitverdienen, dann kommt dieser Reichtum nicht bei den Familien an.

Das ist einer der roten Fäden, die wir später noch genauer anschauen müssen.

Nicht um zu sagen: Afrika ist selbst schuld. Und auch nicht um zu sagen: Afrika ist nur Opfer.

Beides wäre falsch.

Afrika ist ein Kontinent mit großer Würde, großer Geschichte, großer Schuld von außen und großer Verantwortung von innen. Es gab Zerstörung von außen. Es gab Ausbeutung. Es gab Sklavenhandel und Kolonialismus. Es gab aber auch afrikanische Entscheidungsträger, die ihre Länder nach der Unabhängigkeit gut oder schlecht geführt haben. Manche haben aufgebaut. Viele haben geplündert. Manche haben versöhnt. Andere haben gespalten. Manche haben Bildung und Gesundheit ernst genommen. Andere nur ihre eigene Macht und ihren Vorteil.

Genau deshalb sind die Unterschiede heute so groß.

Nicht weil die einen Menschen fleißig und die anderen faul wären. Das ist Unsinn. Nicht weil der eine Kontinent für Fortschritt gemacht ist und der andere nicht. Auch das ist Unsinn. Sondern weil Geschichte, Geografie, Macht, Verwaltung, Bildung, Handel, Gewalt, Rohstoffe, Klima und politische Führung über lange Zeit zusammenwirken.

Manchmal in die gute Richtung.

Manchmal in die falsche.

Für unser Spendenbuch ist dieser Blick wichtig. Denn Spenden darf nicht von oben herab kommen. Es geht nicht darum, dass wir "den armen Afrikanern" etwas beibringen. Es geht darum, Menschen Möglichkeiten zurückzugeben, die ihnen oft durch Umstände, Geschichte, schlechte Systeme, Krankheit, Krieg oder schlicht Pech genommen wurden.

Wer in einem Dorf ohne Wasserleitung geboren wird, hat sich das nicht ausgesucht.

Wer in einer Region ohne Stromnetz aufwächst, hat sich das nicht ausgesucht.

Wer in einem Land lebt, in dem der Staat schwach ist, Korruption viel frisst und eine Klinik zu weit weg liegt, hat sich das nicht ausgesucht.

Genauso wenig haben wir uns ausgesucht, in Deutschland, Österreich oder der Schweiz geboren zu werden. Wir hatten Glück. Viele andere hatten Pech. Und wenn man besonders viel Glück hatte, ist es kein Verlust, etwas davon weiterzugeben. Es ist vielleicht eine der menschlichsten Antworten, die man geben kann.

Darum gehört dieses Unterkapitel hierher.

Bevor wir über Armut sprechen, müssen wir Würde sehen. Bevor wir über Hilfe sprechen, müssen wir Geschichte sehen. Und bevor wir über Afrika urteilen, müssen wir begreifen, dass dieser Kontinent nicht nur Not zeigt, sondern den Anfang von uns allen, eine lange eigene Geschichte und bis heute eine ungeheure Kraft.

Mit diesem Blick können wir jetzt besser auf Afrika schauen.

2.4 Der Alltag hinter den Zahlen

Nach all den großen Bildern kommt jetzt der schwierigere Teil.

Was bedeutet das im Leben?

Nicht auf der Landkarte. Nicht in einer Statistik. Sondern morgens, wenn ein Tag beginnt und schon die ersten einfachen Dinge nicht einfach sind.

Bei uns beginnt ein Tag oft mit Licht, Wasser, Handy, Kaffee, Bad, Kühlschrank, Schule, Arbeit, Auto, Bus oder Bahn. Man steht auf, dreht den Wasserhahn auf, lädt das Telefon, macht Frühstück, schaut vielleicht kurz auf Nachrichten. Das meiste davon ist so selbstverständlich, dass wir es gar nicht als Reichtum erkennen.

In vielen armen Regionen südlich der Sahara beginnt ein Tag anders.

Vielleicht nicht überall. Nicht bei allen. Afrika ist zu groß für ein einziges Bild. Aber in den ärmsten Dörfern und Siedlungen beginnt der Tag oft mit der Frage, die bei uns nie eine Frage ist: Gibt es Wasser?

Wenn Wasser nicht im Haus ist, muss jemand gehen. Meistens sind es Frauen und Mädchen. Die Weltbank beschreibt, dass in Haushalten ohne nahen Wasserzugang in Sub-Sahara-Afrika fast immer Frauen und Mädchen die Hauptlast tragen. Ein Weg kann eine halbe Stunde dauern, manchmal länger. Und dabei ist der Kanister auf dem Rückweg schwerer als auf dem Hinweg.

Das klingt in einem Satz schnell erzählt.

Aber im Leben ist es Zeit.

Zeit, die nicht in der Schule ist. Nicht beim Arbeiten. Nicht beim Ausruhen. Nicht beim Kind. Nicht beim Lernen. Nicht bei einer kleinen Geschäftsidee. Wer Wasser trägt, trägt nicht nur Wasser. Er trägt auch die Folgen einer fehlenden Leitung.

Und wenn das Wasser dann da ist, ist noch lange nicht sicher, dass es wirklich sicher ist. Wasser kann sichtbar klar sein und trotzdem krank machen. Es kann aus einem Loch kommen, aus einem Fluss, aus einem Brunnen, aus einem Tank, von einem Verkäufer. Manchmal gibt es Wasser zum Waschen, aber anderes Wasser zum Trinken. Manchmal muss Trinkwasser gekauft werden. Dann kostet sogar der Schluck Sicherheit Geld.

So wird Armut doppelt teuer.

Wer wenig hat, zahlt oft mehr: mehr Zeit, mehr Wege, mehr Unsicherheit, mehr Risiko.

Dann kommt das Kochen.

Auch das klingt harmlos. Jeder muss kochen. Aber wenn es keinen Herd gibt, kein Gas, keinen Strom, keine einfache Kochstelle, dann ist Kochen Arbeit, Rauch und Gefahr. Holz muss gesucht oder gekauft werden. Feuer muss brennen. Der Rauch bleibt in der Hütte oder zieht nur langsam ab. Kinder sitzen daneben, weil niemand sie woanders hinlegen kann. Frauen atmen das jeden Tag ein. Die Weltgesundheitsorganisation beschreibt Haushaltsluftverschmutzung durch offene Feuer und einfache Öfen als ein großes Gesundheitsproblem.

Bei uns riecht Kochen nach Essen.

Dort riecht Kochen nach Rauch und verursacht Husten und brennenden Augen.

Und wenn die Sonne untergeht, beginnt die nächste Grenze.

In Sub-Sahara-Afrika haben nach aktuellen Schätzungen immer noch rund 600 Millionen Menschen keinen Zugang zu Strom. Das ist schwer zu begreifen. Nicht ein kurzer Stromausfall, nicht ein defekter Sicherungskasten, nicht ein Abend mit Kerzen, weil es gemütlich ist. Sondern dauerhaft kein Schalter an der Wand, kein verlässliches Licht, kein Kühlschrank, keine Pumpe, keine Steckdose, kein Laden zu Hause.

Ohne Strom wird der Tag kleiner.

Ein Kind kann nach Sonnenuntergang schlechter lernen. Ein kleiner Laden kann nicht lange offen bleiben. Ein Telefon muss vielleicht irgendwo gegen Geld geladen werden, wenn überhaupt ein Netz vorhanden ist. Nahrung und Medikamente können nicht einfach gekühlt werden. Eine Gesundheitsstation kann nachts plötzlich wie ein Provisorium wirken. Es gibt Berichte aus ländlichen Kliniken, in denen Geburten mit dem Licht eines Telefons begleitet werden. Man muss diesen Satz gar nicht dramatisieren. Er ist dramatisch genug.

Eine Geburt unter Handylicht.

Bei uns wäre das ein Notfall, über den man sich beschweren würde. Dort kann es Alltag gewesen sein, bis eine Solaranlage oder eine bessere Stromversorgung kam.

Und Geburt ist überhaupt ein gutes Beispiel dafür, wie schnell Armut gefährlich wird.

Eine Frau bekommt Wehen. Bei uns ruft man an, fährt los, ruft im Zweifel den Rettungsdienst. Selbst wenn etwas schiefgeht, gibt es Strukturen. In einem abgelegenen Dorf ist die erste Frage vielleicht: Wer ist da? Wer

kennt die Hebamme? Gibt es ein Motorrad? Ist die Straße passierbar? Funktioniert das Telefonnetz? Hat jemand Geld für den Transport? Ist die Gesundheitsstation besetzt? Gibt es Licht? Gibt es Wasser?

Das ist keine theoretische Frage.

UNFPA berichtet zum Beispiel von Frauen, die nach Katastrophen oder in abgelegenen Regionen nicht einfach einen Krankenwagen rufen können. Manchmal muss ein Motorrad-Taxi organisiert werden. Manchmal ist die nächste Einrichtung weit weg. Manchmal ist sie da, aber nicht ausreichend ausgestattet. Eine sichere Geburt beginnt dann nicht erst mit medizinischem Wissen. Sie beginnt mit Straße, Telefon, Licht, Wasser und Transport.

So hängen die Dinge zusammen.

Wasser ist Gesundheit. Strom ist Gesundheit. Straße ist Gesundheit und Zeit ist Gesundheit.

Und Geld ist fast immer auch Gesundheit.

Wenn ein Kind nachts Fieber bekommt, kann aus einer kleinen Krankheit schnell eine große Angst werden. Malaria ist dafür ein besonders hartes Beispiel. Fieber, Schüttelfrost, Schwäche. Eine Mutter weiß vielleicht, dass das gefährlich werden kann. Aber Wissen allein reicht nicht. Es braucht Test, Medikament, Transport, Geld, eine erreichbare Gesundheitsstation. Wenn der Vater krank wird, fehlt am nächsten Tag vielleicht der Lohn. Wenn die Mutter mit dem Kind zur Klinik muss, bleibt die Arbeit liegen. Krankheit frisst nicht nur den Körper an. Sie frisst Einkommen, Zeit und Sicherheit.

Auch Schule ist nie nur Schule.

Von außen denkt man schnell: Baut Schulen, dann gehen Kinder hin. Aber ein Kind muss erst einmal dort ankommen. Es braucht Zeit, Kraft,

vielleicht ein Heft, vielleicht eine Uniform, vielleicht Geld für Gebühren oder Essen. Ein Mädchen braucht während der Menstruation einen sicheren Ort, Wasser, Seife und eine Tür, die schließt. Ein Junge oder Mädchen, das morgens Wasser holen musste, sitzt müder im Unterricht. Ein Kind, das abends kein Licht hat, lernt anders als ein Kind mit Schreibtischlampe.

Und dann kommt noch die Sprache dazu.

Wenn zu Hause eine andere Sprache gesprochen wird als in der Schule, beginnt Lernen unter einer zusätzlichen Last. Das Kind ist nicht weniger klug. Es muss nur mehr gleichzeitig bewältigen.

Auch Geld funktioniert anders.

Viele arme Familien haben nicht einfach jeden Monat ein Gehalt. Bei Kleinbauernfamilien kann Geld nach der Ernte kommen, wenn überhaupt. Dazwischen wird verkauft, getauscht, geliehen, geholfen, repariert, geputzt, getragen, gehandelt. Ein Tier wird krank, der Regen bleibt aus, der Preis fällt, ein Kind braucht Medizin, die Schulgebühr kommt genau im falschen Moment. Dann kippt ein ganzer Plan.

Bei uns ist Armut oft schon schlimm genug. Aber es gibt wenigstens Konten, Versicherungen, Monatsgehälter, Sozialleistungen, Ratenzahlungen, Apotheken, Ärzte, Schulen, Straßen und manchmal Hilfe vom Staat.

In extremer Armut fehlt oft das Polster.

Es ist nicht nur wenig Geld da. Es ist wenig Schutz da.

Deshalb kann ein kleiner Schock eine Familie weit zurückwerfen. Eine Krankheit. Ein Todesfall. Eine schlechte Ernte. Ein Unfall. Eine Geburt. Ein Preis, der steigt. Ein Sturm, der das Dach zerstört. Ein Beamter, der

Geld verlangt. Ein Händler, der den Preis drückt. Ein Weg, der im Regen unpassierbar wird.

Was uns an diesen Beispielen interessieren muss, ist nicht das Elend als Elend.

Das wäre zu billig.

Wichtig ist der Zusammenhang. Wasser, Strom, Gesundheit, Schule, Straße und Einkommen sind keine getrennten Schubladen. Sie hängen ineinander. Wenn eines fehlt, wird das andere schwerer. Wenn mehrere fehlen, wird aus einem schweren Leben ein fast auswegloses.

Und genau darum werden wir später jedes dieser Themen einzeln ansehen.

Hilfe wird sinnvoller, wenn wir den Alltag verstehen und die Probleme sehen.

Und wer den Alltag versteht, sieht auch schneller, warum die Unterschiede in Afrika so groß werden können. Denn manche Menschen haben Zugang zu diesen einfachen Dingen. Andere nicht. Manche kaufen sich privat, was der Staat nicht liefert. Andere können das nicht. Manche wohnen dort, wo Wasser, Strom, Straße und Klinik vorhanden sind. Andere leben nur wenige Kilometer weiter und müssen jeden Tag darum kämpfen.

Damit sind wir bei der nächsten Frage.

Warum ist das so?

2.5 Warum die Unterschiede so groß sind

Nach den Bildern und Alltagsszenen bleibt eine Frage hängen.

Wie kann das sein?

Wie kann auf demselben Kontinent und manchmal in derselben Stadt solcher Reichtum entstehen, während andere Menschen ohne sauberes Wasser, ohne Strom und ohne sicheren Boden leben? Wie kann Lagos gleichzeitig Hochhaus, Hafen, Filmindustrie, Musik, Banken und Makoko sein?

Die einfache Antwort wäre: weil manche reich sind und andere arm.

Aber das erklärt fast nichts.

Es beschreibt nur, was man sieht. Die wichtigere Frage ist: Warum bleibt es so? Warum entstehen an einem Ort Möglichkeiten und an einem anderen Ort fast nur Hindernisse? Warum wird aus Anstrengung bei den einen Aufstieg und bei den anderen nur Überleben?

Man sieht es zuerst in der Stadt selbst.

Lagos ist dafür ein starkes Beispiel, gerade weil Lagos nicht nur Elend ist. Lagos ist Kraft, Handel, Lärm, Mode, Musik, Film, Hafen, Banken, junge Menschen mit Ideen. Wer nur Makoko sieht, sieht Lagos nicht. Aber wer Makoko nicht sieht, sieht Lagos auch nicht.

In einer Stadt wie Lagos liegen Welten nebeneinander.

Auf der einen Seite Menschen mit Büros, Autos, Generatoren, Klimaanlage, Privatschulen, privaten Kliniken, bewachten Häusern. Auf der anderen Seite Menschen, die auf engem Raum leben, oft ohne gesicherten Wohnstatus, ohne verlässliches Wasser, ohne Abwasser, ohne sicheren Strom und mit Wegen, die bei Regen oder Sturm schnell zur Gefahr werden.

Das ist nicht nur der Unterschied zwischen viel Geld und wenig Geld.

Es ist der Unterschied zwischen privater Rettung und öffentlichem Ausgeliefertsein.

Wer genug Geld hat, kauft sich aus vielen Schwächen des Systems heraus. Er kauft Strom, wenn der öffentliche Strom ausfällt. Er kauft Wasser, wenn die Leitung nicht reicht. Er kauft Schule, Gesundheit, Sicherheit, Transport und manchmal sogar Ruhe. Wer arm ist, kann das nicht. Er ist auf das angewiesen, was Stadt, Staat und Verwaltung tatsächlich leisten. Wenn diese Dinge schwach sind, bleibt er im Stich.

So entstehen zwei Städte in einer Stadt.

Eine sichtbare Stadt aus Glas, Beton, Banken und Werbung.

Und eine andere Stadt aus Holz, Blech, Wasserwegen, improvisierten Leitungen, engen Gassen und Gelegenheitsjobs.

Beides gehört zur Wahrheit.

Beides ist Lagos.



Makoko in Lagos

Makoko, Lagos: Häuser auf Pfählen, Wasser als Straße, Boote als Alltag. Schätzungen sprechen von über 100.000 Menschen die so "wohnen". Die zerrissene Dachplane zeigt, wie wenig Schutz ein Zuhause haben kann.



Stadtansicht von Lagos

Victoria Island, Lagos: Hochhäuser, Brücken, Straßen, Yachten. Nur wenige Kilometer entfernt zeigt dieselbe Stadt ein völlig anderes Gesicht.

Makoko zeigt das besonders hart. Dort ist Wasser Straße, Arbeitsplatz und Gefahr zugleich. Boote ersetzen Wege. Häuser stehen auf Pfählen. Menschen arbeiten, handeln, fischen, bauen, organisieren sich, ziehen Kinder groß. Das ist kein Ort ohne Leben. Aber es ist ein Ort, an dem sehr viel von dem fehlt, was ein Leben sicher macht. Und genau solche Siedlungen sind oft auch politisch unsicher: Wer dort wohnt, hat nicht immer Schutz vor Räumung, nicht immer Rechte, nicht immer eine Stimme.

Eine solche Siedlung entsteht nicht, weil Menschen gern im Elend wohnen.

Sie entsteht, weil die Stadt wächst und nicht genug bezahlbare Wohnungen, sichere Grundstücke, Wasserleitungen, Abwasser, Jobs und öffentliche Dienste mitwachsen. Die Afrikanische Union beschreibt, dass in afrikanischen Städten sehr viele Menschen in Slums oder illegalen Siedlungen leben und dass Stadtwachstum Infrastruktur und Verwaltung stark überfordert.

Die Stadt zieht Menschen an, aber sie nimmt nicht alle gleich auf.

Damit sind wir beim Unterschied zwischen Stadt und Land.

Viele Menschen gehen nicht in die Stadt, weil dort das gute Leben sicher wartet. Sie gehen, weil auf dem Land zu wenig bleibt. Vielleicht gibt es keine Arbeit außer der Ernte. Vielleicht ist der Regen unzuverlässig. Vielleicht gibt es keinen Markt für die Ware. Vielleicht ist die Straße so schlecht, dass Gemüse verdirbt, bevor es verkauft wird. Vielleicht gibt es Schule, Vielleicht gibt es eine Gesundheitsstation, aber keinen Arzt, keine Medikamente, keinen Strom oder keinen Transport.

Dann wird die Stadt zur Hoffnung.

Nicht zur romantischen Hoffnung. Eher zur letzten Hoffnung.

Irgendetwas wird sich dort finden, denkt man. Ein Baujob. Ein kleiner Handel. Tragen, putzen, verkaufen, fahren, reparieren. Ein Verwandter. Ein Kontakt. Ein Telefonladen. Ein Markt. Ein Kunde. Geld.

Manchmal klappt es. Manchmal nicht.

Und wenn es nicht klappt, geht man nicht einfach zurück. Zurück bedeutet nicht automatisch Sicherheit. Es kann bedeuten: wieder kein Geld, wieder keine Schule, wieder kein Arzt, wieder kein Markt. Also bleibt man. Man nimmt, was kommt. Erst legale Arbeit, wenn es sie gibt. Dann illegale Arbeit. Dann kleine Gelegenheiten. Manchmal auch Tricks und Kriminalität.

Das muss man aussprechen, ohne Menschen abzuwerten.

Not macht nicht automatisch edel. Sie macht auch nicht automatisch schlecht. Sie macht den Spielraum kleiner. Wer Hunger hat, wer Kinder ernähren muss und wer keinen ordentlichen Weg angeboten bekommt, nutzt jede Möglichkeit. Man darf das nicht schönreden. Aber man darf

auch nicht so tun, als säßen wir mit unseren sicheren Lebensläufen auf einem moralisch hohen Berg.

In einem funktionierenden System kann ein Mensch falsch handeln und trotzdem wieder aufgefangen werden. In einem schwachen System wird schon der Versuch, richtig zu handeln, oft bestraft.

Auf dem Land ist es ähnlich.

Eine schlechte Straße ist nicht nur eine schlechte Straße. Sie ist ein schlechter Preis für die Ernte. Ein später Arztbesuch. Ein verpasster Schultag. Ein zu teurer Transport. Zeit die verloren ist. Ein Markt, der unerreichbar bleibt. Ein Dorf, das in der Regenzeit noch weiter weg rückt.

Darum ist Infrastruktur kein trockenes Wort.

Infrastruktur ist der Weg zwischen Anstrengung und Ergebnis.

Wenn dieser Weg fehlt, bleibt harte Arbeit oft hart, aber erfolglos.

Noch deutlicher werden die Unterschiede, wenn man zwei Nachbarländer anschaut.

Botswana und Simbabwe liegen im südlichen Afrika. Beide waren britisch geprägt. Beide mussten nach der Unabhängigkeit ihren eigenen Staat aufbauen. Beide hatten Rohstoffe und schwierige Ausgangsbedingungen. Und doch gingen sie sehr verschiedene Wege.

Botswana wurde 1966 unabhängig und war damals eines der ärmsten Länder der Welt. Dann kamen die Diamanten. In vielen Ländern sind Rohstoffe eher Fluch als Segen geworden, weil Geld versickert, Machtkämpfe verschärft oder Eliten reich gemacht hat. Botswana hat diese Einnahmen vergleichsweise besser genutzt. Es baute einen stabileren Staat auf, investierte in Verwaltung, Bildung, Gesundheit und Infrastruktur und wurde zu einem Land mit deutlich besseren Lebensbedingungen als viele Nachbarn.

Das heißt nicht, dass Botswana ein Musterland ohne Schatten ist. Die Weltbank weist auf hohe Ungleichheit, Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit von Diamanten hin. Auch dort ist vieles nicht gelöst. Aber Botswana zeigt: Gute oder zumindest bessere Institutionen können den Unterschied machen.

Simbabwe zeigt die andere Seite.

Auch dieses Land hatte einmal gute Voraussetzungen: Landwirtschaft, Bildung, Rohstoffe, Menschen mit Können. Es galt als Kornkammer des südlichen Afrikas. Doch Machtpolitik, Korruption, Gewalt, Repression, wirtschaftliche Fehlentscheidungen und schwache Institutionen zerstörten über Jahre sehr viel Vertrauen und Wohlstand. Die Weltbank beschreibt Zimbabwe seit Jahrzehnten als Land mit wirtschaftlichen Schwankungen, viel Armut und einem Arbeitsmarkt, auf dem viele Menschen nur kleine Jobs ohne festen Vertrag und ohne soziale Absicherung finden. Das trifft am Ende nicht zuerst die Mächtigen.

Es trifft den Lehrer, dessen Lohn an Wert verliert. Die Krankenschwester, der Medikamente fehlen. Den Bauern, der nicht planen kann. Die Familie, die auswandert. Das Kind, das vielleicht klug ist, aber in einem System lebt, das seine Klugheit nicht fördert.

Hier sieht man, warum Regierung, Korruption und Freiheit keine Nebenthemen sind.

Wenn oben Verantwortung fehlt, kommt unten selten ein gutes Leben an. Der Satz klingt hart, aber er stimmt: Der Fisch stinkt vom Kopf. Wenn Macht wichtiger wird als Recht, wenn öffentliche Gelder verschwinden, wenn Kritik gefährlich wird, wenn Gerichte nicht unabhängig sind und Verwaltung nicht funktioniert, leidet nicht nur Demokratie. Es leidet der Alltag.

Dann fehlt Geld im Krankenhaus.

Dann wird die Straße nicht repariert.

Dann wird der Lehrer schlecht bezahlt.

Dann schützt die Polizei vielleicht nicht, sondern verlangt selbst etwas.

Dann glaubt ein junger Mensch irgendwann nicht mehr, dass sich Anstrengung lohnt.

Dann glaubt man nicht mehr an Gerechtigkeit

Damit der Vergleich nicht nur Gefühl bleibt, hilft ein kleiner Blick auf Indizes. Sie erzählen nie die ganze Wahrheit. Kein Index kennt den Geruch einer verrauchten Küche oder die Angst bei einer Geburt ohne Licht.

Aber Indizes zeigen Richtungen. Mehr Punkte bedeuten bessere Bedingungen für die Menschen. Bei Korruption heißt das: mehr Punkte bedeuten weniger Korruption.

Botswana und Simbabwe

Freiheit und Demokratie:

Botswana ●●●●○ Simbabwe ●○○○○

Korruption:

Botswana ●●●○○ Simbabwe ●○○○○

Sicherheit und Ordnung:

Botswana ●●●●○ Simbabwe ●●○○○

Bildung und Gesundheit:

Botswana ●●●○○ Simbabwe ●●○○○

Wohlstand und Chancen:

Botswana ●●●○ Simbabwe ●●○○○

Freedom House bewertet Botswana als frei und Simbabwe als nicht frei. Transparency International sieht Botswana bei der Korruptionswahrnehmung deutlich besser als Simbabwe. Der Human Development Index der Vereinten Nationen liegt für Botswana ebenfalls sichtbar höher. Und die Länderprofile der Weltbank zeigen dieselbe Grundrichtung: Botswana hat trotz großer Probleme aus seinen Möglichkeiten mehr gemacht, während Simbabwe sein Potenzial über lange Zeit stark beschädigt hat

Zwei Nachbarländer, gleiche Startbedingungen und dann riesige Unterschiede bei Freiheit und Demokratie, Sicherheit, Ordnung und Korruption. Deutliche Unterschiede bei Bildung, Gesundheit, Wohlstand und Chancen.

Für dieses Buch ist diese Erkenntnis ein Wendepunkt.

Bis hierhin haben wir gesehen: Afrika ist riesig, alt, vielfältig und voller Gegensätze. Wir haben gesehen, dass zwei Länder nebeneinander völlig unterschiedliche Wege gehen können. Und wir haben gesehen, dass Menschen nicht arm sind, weil sie weniger können oder weniger wollen.

Die nächste Frage geht tiefer.

Warum bleibt Armut ?

Warum wird aus Mühe und Einsatz in manchen Ländern Fortschritt und in anderen nur Überleben?

Darum geht es im nächsten Kapitel.

Schlechte Regierung, schwache Verwaltung, Korruption, fehlender Rechtsstaat, Bevölkerungsdruck, Dürren, Krieg und Gewalt.

Quellen und Hinweise zu Kapitel 2

Zu Kapitel 2 und 2.1

Smithsonian National Museum of Natural History, Human Origins Program: „Homo sapiens“. Grundlage für die Aussage, dass der moderne Mensch nach heutigem Forschungsstand vor etwa 300.000 Jahren in Afrika entstand.

United Nations: World Population Prospects 2024. Grundlage für Bevölkerungsdaten und langfristige Projektionen.

United Nations Economic Commission for Africa: Beitrag zur Bevölkerungsentwicklung Afrikas. Grundlage für die Angabe, dass Afrika 2024 die Marke von etwa 1,5 Milliarden Menschen überschritten hat.

UNESCO: Beitrag zur sprachlichen Vielfalt Afrikas. Grundlage für die Schätzung von etwa 1.500 bis 3.000 Sprachen auf dem afrikanischen Kontinent.

African Union: Informationen zu den offiziellen Sprachen der Afrikanischen Union.

Zu 2.2

Ein Kontinent von gewaltiger Größe

World Bank Open Data: Surface area / Land area. Grundlage für die Größenangabe Afrikas von gut 30 Millionen Quadratkilometern.

United Nations Economic Commission for Africa: Beitrag zur Bevölkerungsentwicklung Afrikas. Grundlage für die Projektion von etwa 2,5 Milliarden Menschen in Afrika bis 2050.

African Union: Africa Urban Forum 2024. Grundlage für Angaben zu Urbanisierung, Stadtwachstum, Slums und wachsendem Druck auf Infrastruktur.

UNEP-WCMC: Beitrag zum Kongo-Becken. Grundlage für die Einordnung des Kongo-Beckens als zweitgrößter tropischer Regenwald der Welt.

NASA Earth Observatory / NASA Science: Beitrag zur Sahara. Grundlage für die Einordnung der Sahara als größte heiße Wüste der Erde.

Zu 2.3

Ursprung der Menschheit und Geschichte Afrikas

Smithsonian National Museum of Natural History, Human Origins Program: „Homo sapiens“. Grundlage für die Einordnung Afrikas als Ursprung des modernen Menschen.

UNESCO: General History of Africa. Grundlage für die Darstellung afrikanischer Geschichte von den Ursprüngen der Menschheit bis in die Gegenwart.

UNESCO: Beitrag zur Erweiterung der General History of Africa. Grundlage für die Einordnung, dass Afrikas Geschichte bewusst aus afrikanischer Perspektive dargestellt werden soll.

National Endowment for the Humanities: The Transatlantic Slave Trade Database. Grundlage für die Schätzung von etwa 12,5 Millionen verschleppten Afrikanern und etwa 10,7 Millionen Überlebenden der Atlantiküberfahrt.

South African History Online: Beitrag zur Berliner Konferenz. Grundlage für die Einordnung der Berliner Konferenz von 1884/85 und der europäischen Aufteilung Afrikas.

Zu 2.4

Der Alltag hinter den Zahlen

World Bank Data360: Access to Electricity. Grundlage für Angaben zu Menschen ohne Stromzugang in Sub-Sahara-Afrika.

International Energy Agency: SDG7 Data and Projections, Access to Electricity. Grundlage für die Einordnung von rund 600 Millionen Menschen ohne Stromzugang in Sub-Sahara-Afrika.

WHO/UNICEF Joint Monitoring Programme: Progress on household drinking water, sanitation and hygiene 2000-2024. Grundlage für Angaben zu Trinkwasser, Sanitärversorgung und Hygiene.

UNICEF Data: Access to drinking water. Grundlage für die Erklärung sicher verwalteter Trinkwasserversorgung.

World Bank: The Gendered Burden of Water Collection in Sub-Saharan Africa. Grundlage für Aussagen zur Hauptlast von Frauen und Mädchen beim Wasserholen.

World Health Organization: Household air pollution. Grundlage für Gesundheitsrisiken durch offenes Feuer und ineffiziente Kochstellen.

UNICEF Zambia: Powering Health - Empowering Communities. Grundlage für Beispiele zu Gesundheitsversorgung, Geburt und fehlender Stromversorgung.

UNFPA: Reaching Out to Women in Rural Zambia. Grundlage für Beispiele zu weiten Wegen, schlechten Straßen und Geburtshilfe.

UNICEF Data: Malaria. Grundlage für die Einordnung von Malaria als vermeidbare, aber weiterhin tödliche Gefahr für Kinder.

World Bank / CGAP: A Year in the Lives of Smallholder Farmers. Grundlage für Aussagen zu unregelmäßigem Einkommen und dem Finanzleben kleiner Bauernfamilien.

Zu 2.5

Warum die Unterschiede so groß sind

UN-Habitat / Habitat III: Informal Settlements. Grundlage für Definition und Merkmale informeller Siedlungen.

The Guardian: „Inside Makoko: danger and ingenuity in the world’s biggest floating slum“. Reportage zu Makoko; im Text nur sinngemäß verwendet.

African Union: Africa Urban Forum 2024. Grundlage für Angaben zu Urbanisierung, Slums, Gelegenheitsarbeit und Infrastrukturbelastung.

World Bank: Africa’s Cities: Opening Doors to the World. Grundlage für Stadtwachstum, Infrastrukturprobleme und wirtschaftliche Einbindung afrikanischer Städte.

World Bank: Can better roads reduce poverty? Grundlage für die Einordnung von Straßen, Märkten und ländlicher Armut.

World Bank Group: Länderprofil Botswana. Grundlage für Angaben zu Entwicklung, Diamanten, Armut, Ungleichheit und Arbeitslosigkeit.

World Bank Group: Länderprofil Zimbabwe. Grundlage für Angaben zu wirtschaftlicher Unsicherheit, Armut und schwieriger Arbeitsmarktlage.

Freedom House: Freedom in the World 2026, Länderprofile Botswana und Zimbabwe. Grundlage für die Einordnung von Freiheit und Demokratie.

Transparency International: Corruption Perceptions Index 2025. Grundlage für die Einordnung der Korruptionswahrnehmung in Botswana und Zimbabwe.

UNDP: Human Development Report 2025, Human Development Index and its components. Grundlage für den Vergleich menschlicher Entwicklung in Botswana und Zimbabwe.

Kapitel 3: Warum Armut bleibt

Nach Kapitel 2 bleibt eine Frage stehen, die mich nicht mehr losgelassen hat: Warum hält sich Armut so hartnäckig, obwohl wir längst wissen, wie man sauberes Wasser bereitstellt, Krankheiten behandelt, Kinder unterrichtet und Strom erzeugt?

An Wissen fehlt es nicht. Auch Geld ist auf der Welt mehr als genug vorhanden. Trotzdem leben Menschen in Ländern mit wertvollen Rohstoffen ohne Wasserleitung, in fruchtbaren Regionen mit Hunger und in Städten mit modernen Hochhäusern nur wenige Kilometer von Siedlungen entfernt, in denen es keine Kanalisation gibt. Das passt nicht zusammen.

Schlechte Regierungsführung, schwache Gerichte, Korruption, starkes Bevölkerungswachstum, Krieg, Gewalt, Klimaveränderungen und eine fehlende Infrastruktur greifen ineinander. Eine Dürre ist schlimm. Ein Staat mit Vorräten, funktionierenden Straßen und einer handlungsfähigen Verwaltung kann darauf reagieren. Wo die Führung öffentliche Gelder abzweigt und die Behörden kaum noch arbeiten, wird aus derselben Dürre eine Hungerkatastrophe.

In diesem Kapitel geht es zunächst um diese großen Zusammenhänge. Noch nicht um Spenden und auch nicht darum, was ein einzelner Leser tun kann. Bevor wir sinnvoll helfen, müssen wir verstehen, warum Not immer wieder neu entsteht. Sonst schöpfen wir Wasser aus einem undichten Boot und wundern uns, dass es trotzdem sinkt.

Der erste Blick muss nach oben gehen, zur politischen Führung. Der Satz, dass der Fisch vom Kopf her stinkt, ist grob. Leider trifft er den Kern erstaunlich oft. Schlechte Führung zieht ein armes Land noch weiter hinunter. Gute Politik kann selbst unter schwierigen Bedingungen dafür sorgen, dass Menschen Schritt für Schritt vorankommen.

3.1 Regierung: Wenn ein Land nicht seinen Menschen gehört

„Über die Armut braucht man sich nicht zu schämen, da gibt's viel mehr Leut', die sich über ihren Reichtum schämen sollten.“

Johann Nepomuk Nestroy schrieb diesen Satz vor mehr als 150 Jahren. Er passt erschreckend gut zu Ländern, in denen die Staatskasse leer ist, während Präsidenten, Minister, Generäle und ihre Familien über Villen, Konten und feinste Immobilien im Ausland verfügen. Die armen Menschen haben diesen Zustand nicht geschaffen. Schämen müssten sich andere.

Wenn man verstehen will, warum Armut bleibt, kommt man an der Regierung eines Landes nicht vorbei. Sie setzt die Regeln, verteilt öffentliche Gelder, schließt Rohstoffverträge und entscheidet, ob Schulen, Kliniken, Straßen und Stromnetze entstehen. Vor allem bestimmt sie, ob der Staat seinen Bürgern dient oder ob eine kleine Gruppe den Staat als Eigentum betrachtet.

Die Demokratische Republik Kongo zeigt diese Trennung besonders deutlich. Das Land verfügt über außergewöhnliche Mengen an Kobalt, Kupfer, Gold und weiteren Rohstoffen, dazu über gewaltige Wasserkraft, große Waldflächen und nutzbares Land. Vom Reichtum seiner natürlichen Möglichkeiten her wird es häufig sogar als das reichste Land Afrikas bezeichnet. Trotzdem zählt die Weltbank den Kongo zu den ärmsten Ländern. Der Reichtum liegt im Boden, bei einem erheblichen Teil der Bevölkerung kommt er nicht an.

Schon der Name führt in die Irre. „Demokratische Republik“ klingt nach Volksherrschaft und Bürgerrechten. In den aktuellen Vergleichen liegt der Kongo jedoch weit hinten. Das Wort Demokratie im Staatsnamen beweist gar nichts. Auch die DDR nannte sich demokratisch, während eine Mauer

mit Stacheldraht und Schießbefehl die eigenen Bürger am Weggehen hindern sollte. Damit sind diese beiden Staaten nicht gleichgesetzt. Der Vergleich zeigt nur, wie wenig ein wohlklingender Name über die wirklichen Machtverhältnisse aussagt.

Eine Demokratie besteht nicht schon dann, wenn irgendwo Wahlurnen aufgestellt werden. Entscheidend ist, ob echte Konkurrenz zugelassen wird, die Opposition arbeiten kann, Stimmen korrekt gezählt werden und ein Regierungswechsel tatsächlich möglich ist. Dazu kommen freie Medien, unabhängige Gerichte, Versammlungsfreiheit und das Recht, eine Regierung öffentlich zu kritisieren, ohne anschließend Besuch von Geheimdienst oder Polizei zu bekommen.

Genau an diesem Punkt werden internationale Indizes nützlich. Sie sind nicht unfehlbar, und ein Land lässt sich nie vollständig in eine Zahl pressen. Aber sie zwingen uns, nicht nur nach Gefühl zu urteilen.

V-Dem, ein Forschungsprojekt der Universität Göteborg, untersucht Demokratie in 179 Ländern. Der sogenannte Liberal Democracy Index reicht von 0 bis 1. Er bewertet nicht nur Wahlen, sondern auch die Begrenzung der Regierungsmacht, Rechtsgleichheit und Freiheitsrechte. Freedom House misst politische Rechte und bürgerliche Freiheiten auf einer Skala von 0 bis 100. Der World Justice Project Index prüft auf einer Skala von 0 bis 1, wie gut Rechtsstaatlichkeit in der Praxis funktioniert.

Ein Blick auf die aktuellen Werte

Schweiz: Demokratie Rang 4 · Freiheit 96 von 100 Punkten · Rechtsstaat im WJP 2025 nicht bewertet

Deutschland: Demokratie Rang 15 · Freiheit 95 · Rechtsstaat Rang 6

Österreich: Demokratie Rang 19 · Freiheit 94 · Rechtsstaat Rang 12

Botswana: Demokratie Rang 59 · Freiheit 75 · Rechtsstaat Rang 50

Nigeria: Demokratie Rang 96 · Freiheit 44 · Rechtsstaat Rang 120

Demokratische Republik Kongo: Demokratie Rang 134 · Freiheit 18
Rechtsstaat Rang 136

Sudan: Demokratie Rang 173 · Freiheit 1 von 100 · Rechtsstaat Rang 137

Eritrea: Demokratie Rang 179 · Freiheit 3 · im WJP 2025 nicht bewertet

Die Abstände sind gewaltig. Zwischen der Schweiz und Eritrea liegen im V-Dem-Index nicht ein paar Plätze, sondern fast die gesamte Rangliste. Botswana zeigt zugleich, dass Afrika politisch nicht zu einem einzigen hoffnungslosen Block erklärt werden darf. Das Land hat erhebliche soziale Probleme und ist keine perfekte Demokratie. Es erreicht bei Freiheit und Rechtsstaatlichkeit dennoch Werte, von denen viele andere Staaten des Kontinents weit entfernt sind. Auch Ghana, Kap Verde, Mauritius, die Seychellen und Südafrika schneiden in verschiedenen Demokratievergleichen deutlich besser ab als die Krisenstaaten am Ende der Liste.

Auch Freedom House zeichnet ein ernüchterndes Bild. Im aktuellen Bericht stehen elf Verbesserungen bereits 18 Verschlechterungen gegenüber. In der Hälfte der bewerteten afrikanischen Staaten gelten die Menschen als „nicht frei“, nur ein Fünftel der Länder wird als „frei“ eingestuft. Fortschritt ist also möglich, aber der Kontinent bewegt sich insgesamt viel zu langsam und teilweise sogar wieder zurück.

Was bedeuten solche Zahlen für einen Menschen, der weder Politiker noch Unternehmer ist? Sehr viel. Eine Mutter braucht Freiheitsrechte, wenn sie sich mit anderen Eltern gegen einen ständig abwesenden Lehrer wehren will. Ob ein Händler seinen kleinen Laden behalten darf, sobald ein einflussreicher Mann das Grundstück haben möchte, ist eine Frage des Rechtsstaats. Und nach jahrelangem Versagen zeigt sich der Wert der

Demokratie daran, ob die Regierung tatsächlich abgewählt werden kann oder das Wahlergebnis passend macht.

Für wohlhabende Menschen ist ein schlechter Staat unangenehm, für arme Menschen ist er gefährlich. Wer Geld hat, kauft einen Generator, bezahlt eine Privatschule, lässt sich im Ausland behandeln und beschäftigt einen Anwalt. Wer kaum etwas besitzt, ist auf die öffentliche Schule, die staatliche Klinik, die Polizei und ein erreichbares Gericht angewiesen. Versagen diese Einrichtungen, gibt es keinen zweiten Weg.

Darum sind Freiheitsrechte kein Luxus, den man sich erst nach dem wirtschaftlichen Aufstieg leisten kann. Sie gehören zu den Voraussetzungen dafür, dass ein solcher Aufstieg vielen Menschen offensteht. Ein Bauer muss sich darauf verlassen können, dass ihm sein Feld nicht genommen wird. Eine junge Frau braucht das Recht, eine Ausbildung zu machen und selbst über ihr Leben zu entscheiden. Ein Journalist muss über verschwundene Staatsgelder berichten dürfen. Und ein Richter muss einem Minister widersprechen können, ohne am nächsten Tag seine Stelle zu verlieren.

In Deutschland, Österreich und der Schweiz sind wir mit unseren politischen Systemen auch mal unzufrieden. Das darf auch so sein. Demokratie lebt von Kritik. Wir sollten dabei nur nicht vergessen, auf welch hohem Niveau wir uns beschweren. Wenn eine Behörde falsch entscheidet, können wir Widerspruch einlegen. Zeitungen decken Affären auf. Oppositionelle werden nicht eingesperrt, nur weil sie die Regierung kritisieren.

In einem autoritär regierten Land sieht die Rechnung anders aus. Wer die Macht einmal errungen hat, kontrolliert nicht nur die Regierung, sondern auch Polizei, Militär, Staatsmedien, Wahlkommission und große Teile der Wirtschaft. Die nächste Wahl wird dann zu einer Veranstaltung, bei der das Ergebnis möglichst feststehen soll, bevor die Bürger abstimmen. Gegner werden ausgeschlossen, eingeschüchtert oder mit erfundenen

Verfahren überzogen. Nach außen bleibt eine demokratische Fassade. Dahinter hat die Bevölkerung kaum eine Möglichkeit, die Führung loszuwerden.

Hier liegt für mich einer der wichtigsten Gründe für die so unterschiedliche Entwicklung von Ländern. Eine Regierung, die abgewählt werden kann, muss wenigstens damit rechnen, für leere Versprechen, schlechte Staatsführung und steigende Preise zur Verantwortung gezogen zu werden. Ein Diktator muss vor allem die wenigen Gruppen zufriedenstellen, die ihn an der Macht halten: Militär, Partei, Familie, wirtschaftliche Unterstützer oder einen bestimmten Teil der Bevölkerung. Das Wohlergehen aller anderen wird politisch unwichtig.

Warum direkte Mitbestimmung mehr verändern kann

. In dem Buch “Die Zukunft gestalten wir selbst – Demokratie 2.0 als Fundament einer freien und glücklichen Gesellschaft” hat der Autor Länder anhand von Demokratie, Freiheit, Wohlstand, Frieden und Lebenszufriedenheit miteinander verglichen. Dabei tauchten dieselben Staaten erstaunlich oft vorne auf: starke Demokratien mit verlässlichen Gerichten, freien Bürgern und Regierungen, die sich rechtfertigen müssen. Dieser Vergleich hat mich zu einer klaren Überzeugung gebracht: Direkte demokratische Mitbestimmung gehört zu den stärksten Mitteln, um Macht dauerhaft bei den Bürgern zu halten. Eine Wahl alle vier oder fünf Jahre ist wichtig, aber danach wird der Bürger für lange Zeit wieder zum Zuschauer. Wer auch über wichtige Sachfragen entscheidet, bleibt politisch beteiligt und zwingt die Regierung, ihre Vorhaben zu erklären.

Die Schweiz steht im V-Dem-Bericht 2026 beim Teilindex für politische Beteiligung auf Rang 1. Das passt zum Alltag eines Landes, in dem Bürger regelmäßig über konkrete Fragen entscheiden und Gemeinden eine starke Stellung besitzen. Natürlich braucht der Kongo nicht einfach eine Kopie der Schweiz. Jedes Land muss seinen eigenen Weg finden. Der

entscheidende Gedanke gilt aber überall: Macht sollte möglichst nah bei den Menschen liegen, die ihre Folgen tragen.

In einem Dorf wissen die Bewohner meist sehr genau, ob zuerst ein Brunnen, eine Schule oder eine Straße gebraucht wird. Sie kennen auch die Person, die Geld verschwinden lässt. Fehlt ihnen jede Mitsprache, wird über ihren Kopf hinweg entschieden, häufig weit entfernt in der Hauptstadt. Lokale Abstimmungen, öffentliche Haushalte, Bürgerversammlungen und klar geregelte Möglichkeiten, Verantwortliche abzuwählen, wären keine Spielerei. Sie könnten aus Untertanen Schritt für Schritt Bürger machen.

Natürlich kann auch direkte Demokratie manipuliert werden. Stimmen lassen sich kaufen und Ängste bewusst geschürt werden. Ohne freie Informationen, sichere Abstimmungen und unabhängige Gerichte funktioniert sie nicht. Das spricht nicht gegen direkte Beteiligung. Es zeigt, was zu ihr gehören muss.

Manchmal wird behauptet, sehr arme oder wenig gebildete Menschen seien noch nicht reif für Demokratie. Ich halte das für überheblich. Wer täglich entscheiden muss, wie das Essen bis zum Monatsende reicht, woher Wasser kommt und welches Kind weiter zur Schule gehen kann, versteht sehr viel von Verantwortung. Diese Menschen kennen ihre Probleme besser als ein Minister in der Hauptstadt oder ein Berater aus Europa. Was ihnen fehlt, ist nicht Vernunft, sondern Einfluss.

Eine Wahl allein macht allerdings noch keine Demokratie. Dazu gehören freie Informationen, unabhängige Gerichte, eine funktionierende Verwaltung, transparente Staatsausgaben und echte Möglichkeiten, politische Entscheidungen zu beeinflussen. Erst dann wird aus einem Wahltag ein System, das die Macht dauerhaft kontrolliert.

Die belastbaren Vergleiche sprechen dennoch deutlich für demokratische Systeme. Eine viel beachtete Langzeitstudie von Daron Acemoglu und

Kollegen kommt zu dem Ergebnis, dass ein Übergang zur Demokratie das Einkommen je Einwohner langfristig erhöht. Das ist keine Garantie für jedes einzelne Land, aber weit mehr als ein frommer Wunsch.

Beim Frieden zeigt sich derselbe Zusammenhang. Gefestigte Demokratien führen nur sehr selten gegeneinander Krieg. An der Spitze des Global Peace Index stehen überwiegend Länder mit stabilen Institutionen, geringer Korruption und einem starken Rechtsstaat. Frieden ist dabei nicht nur ein schönes Ergebnis. Ohne Frieden werden Ernten zerstört, Schulen geschlossen, Investitionen verhindert und Familien vertrieben. Entwicklung beginnt jeden Morgen wieder bei null.

Auch beim Glück ist der Abstand kaum zu übersehen. Im World Happiness Report 2026 erreicht Finnland 7,7 Punkte, Nige 4,9. Im Demokratievergleich ist der Abstand noch deutlicher: Finnland kommt auf ungefähr neun von zehn Punkten, Niger nur auf etwa drei. Wer beide Vergleiche nebeneinanderlegt, erkennt ein Muster. Freiheit, Vertrauen, Sicherheit und die Möglichkeit, das eigene Leben und die Politik mitzugestalten, haben sehr viel mit Lebenszufriedenheit zu tun. Genau deshalb ist Paul Wuest der Autor von "Die Zukunft gestalten wir selbst" fest davon überzeugt, dass eine Demokratie 2.0 die Lage in den afrikanischen Ländern deutlich verbessern würde. Nicht an einem Tag, aber dauerhaft.

Demokratie 2.0 ist eine digitale, direkte Demokratie ohne Politiker und Parteien und würde dafür sorgen, dass die Menschen selbst die Entwicklung ihres Landes vorantreiben. Es geht um ihr Land und sie wissen, was sie brauchen.

Demokratie (altgriechisch) bedeutet wörtlich:

Macht des Volkes

Wenn ein Land zur Beute wird

Wo Macht kaum kontrolliert wird, verändert sich das Denken an der Spitze. Der Staat wird nicht mehr als gemeinsame Aufgabe betrachtet, sondern als Beute. Ämter gehen an Verwandte und treue Gefolgsleute, Staatsaufträge an befreundete Firmen, Einnahmen aus Rohstoffen verschwinden in schwer durchschaubaren Konstruktionen.

Volker Seitz berichtet in "Afrika wird armregiert", die vornehme Avenue Foch in Paris werde im afrikanischen Volksmund auch „Avenue des dictateurs“ genannt. Der Ausdruck ist zugespitzt, aber er hat einen realen Hintergrund. Französische Ermittlungen und Gerichtsverfahren zu den sogenannten biens mal acquis, den mutmaßlich unrechtmäßig erworbenen Vermögen, haben Luxusimmobilien afrikanischer Herrscherfamilien in Paris sichtbar gemacht. Auch der frühere kongolesische Diktator Mobutu besaß dort eine Wohnung. Während in ihren Heimatländern Geld für Kliniken, Schulen und Wasser fehlte, lag ein Teil des privaten Reichtums in einem der teuersten Viertel Europas.

Nestroy hätte vermutlich gewusst, wer sich hier schämen sollte.

Volker Seitz nennt in "Afrika wird armregiert" ein besonders krasses Beispiel aus Nigeria: Ein Senator komme mit Gehalt, Zulagen und weiteren Leistungen auf rund eine Million US-Dollar im Jahr. Seitz berichtet außerdem von afrikanischen Machthabern und ihren Familien, die Luxusvillen und feinste Immobilien in mehreren Ländern besitzen. Solche Summen erklären noch nicht die ganze Armut eines Landes. Aber sie zeigen, wie weit sich eine politische Führung von der Lebenswirklichkeit ihrer Bürger entfernen kann. Wo Millionen Menschen mit wenigen Dollar am Tag auskommen müssen, sind solche Privilegien nicht nur maßlos. Sie sind ein Verbrechen.

Es geht nicht darum, jeden afrikanischen Präsidenten zum Dieb und jede Regierung zur Diktatur zu erklären. Das wäre genauso falsch wie das romantische Bild, alle Probleme kämen nur von außen. Auf dem Kontinent arbeiten Bürgermeister, Richter, Journalisten, Beamte und

Minister unter schwierigen Bedingungen ehrlich für ihr Land. Botswana, Ghana oder Kap Verde zeigen, dass politische Stabilität und demokratische Fortschritte möglich sind. Gerade deshalb dürfen wir Machtmissbrauch nicht als afrikanische Normalität hinnehmen.

Für mich bleibt die Schlussfolgerung klar. Das politische System eines Landes ist nicht irgendein Punkt neben vielen anderen. Von ihm hängt ab, ob gute Ideen umgesetzt, Fehler korrigiert und öffentliche Gelder für die Bevölkerung verwendet werden. Auch Rohstoffe sind nicht ihr Verdienst. Ob deren Erträge dem Land zugutekommen oder in privaten Vermögen verschwinden, liegt sehr wohl in ihrer Verantwortung. Armut verschwindet nicht mit einer Wahl. Ohne Mitsprache, Freiheit und Recht kann sie sich aber jahrzehntelang festsetzen.

Eine Regierung muss wissen, dass ihr das Land nicht gehört. Der Präsident, seine Partei und seine Familie sind nur auf Zeit mit einer Aufgabe betraut. Die Bürger sind nicht ihre Untertanen. Sie sind der Staat.

3.2 Wenn der Staat nicht funktioniert

Verwaltung, Polizei, Gerichte und Korruption

Auf dem Papier ist vieles schnell beschlossen. Kinder sollen zur Schule gehen, Geburtsurkunden sind kostenlos, ein Acker darf seinem Besitzer nicht einfach weggenommen werden und für Korruption gibt es strenge Gesetze. Das liest sich gut. Entscheidend ist nur, was davon in einem Dorf, einem Armenviertel oder bei einer einzelnen Familie ankommt.

Zwischen einem Beschluss in der Hauptstadt und dem täglichen Leben liegt der gesamte Staat. Verwaltungen stellen Dokumente aus, Lehrer unterrichten, Kliniken behandeln, Polizisten schützen und Gerichte sprechen Recht. Funktioniert diese Kette, fällt sie kaum auf. Reißt sie an

mehreren Stellen, bleibt von einem Recht manchmal nur noch der Satz, in dem es versprochen wurde.

Bei uns kann Verwaltung unglaublich lästig sein. Ein Formular fehlt, ein Termin ist erst in drei Wochen frei, eine Behörde verlangt einen Nachweis, von dem man bisher nicht einmal wusste, dass es ihn gibt. Das kann einen zur Weißglut bringen. Trotzdem gehen wir davon aus, dass wir irgendwann eine Antwort bekommen. Wir besitzen eine Geburtsurkunde, einen Ausweis und eine Adresse. Unser Grundstück ist vermessen und sicher. Die Schule weiß, dass unser Kind existiert. Wird uns Unrecht getan, können wir zur Polizei oder vor Gericht gehen.

Für über 1 Milliarde Menschen ist nichts davon selbstverständlich.

Ein Vater führt sein eigenes Standesamt

Nuhu Muhammed lebt im Norden Nigerias. Er ist 53 Jahre alt, arbeitet als Bauer und Händler und kennt sein eigenes Geburtsdatum nicht. Viele seiner Kinder hatten ebenfalls keinen amtlichen Nachweis darüber, wann und wo sie geboren wurden. Deshalb führte Nuhu sein eigenes Register. Auf einem alten Blatt Papier schrieb er sorgfältig die Namen und Geburtsdaten seiner Kinder auf. Die Ränder waren ausgefranst, die Schrift teilweise verwischt. Dieses Blatt war das Familienarchiv.

UNICEF berichtet, dass Nuhu immer wieder versuchte, seine Kinder registrieren zu lassen. Zuständige Stellen lagen weit entfernt oder stellten ihre Arbeit wieder ein. Als in der Nähe schließlich ein mobiles Registrierungszentrum arbeitete, fuhr er mit seiner siebenjährigen Tochter Abida auf einem alten Fahrrad dorthin. Doch das System erkannte die Fingerabdrücke nicht. Wieder keine Urkunde. Wieder sollte er später noch einmal kommen.

Für eine Behörde ist das ein technisches Problem. Für eine Familie kann es die Zukunft eines Kindes verändern. Eine von Nuhus Töchtern war

bereits bei der Einschulung abgewiesen worden, weil die nötigen Dokumente fehlten. Nuhu hatte sogar überlegt, für die eigentlich kostenlose Registrierung zu bezahlen. Auch das half nicht. Erst nach einer weiteren Änderung des Verfahrens konnten schließlich alle seine Kinder kostenlos registriert werden.

Niemand hungert in dieser Geschichte, es fällt kein Schuss und kein Haus brennt. Trotzdem erzählt dieses ausgefranzte Blatt viel über Armut. Wer dem Staat nicht beweisen kann, dass es ihn gibt, kann auch seine Rechte nur schwer einfordern.

Eine Geburtsurkunde belegt Name, Alter, Eltern und Staatsangehörigkeit. Von ihr können Einschulung, Prüfungen, Ausweis, Heirat, Bankkonto, Wahlrecht oder ein Eigentumsnachweis abhängen. Fehlt sie, wird ein Kind natürlich nicht weniger wirklich. Für das staatliche System bleibt es dennoch unsichtbar. Weltweit sind nach Angaben von UNICEF noch immer rund 150 Millionen Kinder unter fünf Jahren nicht registriert. In Afrika südlich der Sahara betrifft das ungefähr jedes zweite Kind dieser Altersgruppe.

Staatliche Handlungsfähigkeit klingt nach einem Begriff für Fachleute. Gemeint ist etwas sehr Bodenständiges: Kann ein Staat seine eigenen Beschlüsse umsetzen? Erreicht er seine Bürger auch außerhalb der Hauptstadt? Kommen Lehrer, Medikamente, Polizisten und Richter dort an, wo sie gebraucht werden? Und wenn dafür Geld vorgesehen ist, kommt dieses Geld ebenfalls an?

Afrobarometer hat Menschen in 38 afrikanischen Ländern nach ihren Erfahrungen mit öffentlichen Diensten gefragt. Viele beschrieben den Weg zu einem Ausweis, einer Klinik oder polizeilicher Hilfe als schwierig, teuer und manchmal erniedrigend. Arme Menschen stoßen besonders häufig auf solche Hürden. Wer Geld besitzt, fährt in die nächste Stadt, bezahlt einen Anwalt oder nutzt eine private Klinik. Wer nichts davon kann, ist genau auf den Staat angewiesen, der ihn gerade nicht erreicht.

Ein Teil des Problems ist Geld. Viele afrikanische Staaten nehmen im Verhältnis zu ihrer Wirtschaftsleistung wesentlich weniger Steuern ein als wohlhabende Länder. Viele Menschen verdienen so wenig, dass kaum Einkommen besteuert werden kann. Ein großer Teil der Arbeit läuft ohne registriertes Unternehmen, während internationale Rohstoffgeschäfte kompliziert und schwer zu kontrollieren sind. Von einem kleinen Staatshaushalt müssen schnell wachsende Städte und eine junge Bevölkerung versorgt werden.

Doch Geld allein erklärt es nicht. Wenn von den vorhandenen Mitteln unterwegs noch etwas verschwindet, wird aus Knappheit ein Systemversagen. Dann fehlt das Medikament nicht, weil niemand dafür bezahlt hätte, sondern weil es verkauft, umgeleitet oder nie geliefert wurde. Der Lehrer steht auf der Gehaltsliste, erscheint aber nicht. Die Straße wurde abgerechnet, endet jedoch nach wenigen Kilometern. Korruption ist deshalb kein Zusatzproblem, das irgendwann nach Schulen und Kliniken behandelt werden kann. Sie sitzt mitten in ihnen.

Das Feld, das plötzlich nur noch zur Hälfte ihr gehören sollte

Was eine schwache und willkürliche Verwaltung anrichten kann, zeigt Adela Mohammed aus Äthiopien. Ihr Name wurde im Bericht des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen geändert. Adela ist Mutter von drei Kindern. Nachdem ihr Mann die Familie verlassen hatte, lebte sie von dem Ackerland, das sie von ihren Eltern geerbt hatte.

Als die Flächen in ihrer Region amtlich registriert wurden, verlangte die lokale Verwaltung einen Eigentumsnachweis. Adela besaß keinen. Obwohl das Land aus ihrer Familie stammte, erklärte man ihr, die Hälfte gehöre ihrem abwesenden Mann. Dieser Teil solle an die Verwaltung zurückfallen. Als sie widersprach, wurde ihr sinngemäß mitgeteilt: Entweder sie akzeptiere die Hälfte oder sie müsse damit rechnen, von weiteren staatlichen Leistungen ausgeschlossen zu werden.

Man muss sich das kurz vorstellen. Eine Frau ernährt drei Kinder mit einem Feld, das sie geerbt hat. Dann erscheint ausgerechnet die Behörde, die ihr Eigentum sichern soll, und wird selbst zur Bedrohung.

Adela hatte Glück im Unglück. Eine kostenlose Rechtsberatung, getragen von einer Universität und der äthiopischen Menschenrechtskommission, brachte ihren Fall vor Gericht. Das Gericht entschied, dass ihr das gesamte Land zustand. Am Ende erhielt sie auch den amtlichen Eigentumsnachweis, der ihr zuvor gefehlt hatte.

Diese Geschichte zeigt zwei Gesichter desselben Staates. Die lokale Verwaltung nutzte Adelas unsichere Lage aus. Ein Gericht setzte dem eine Grenze. Dazwischen stand eine kostenlose Rechtsberatung, ohne die eine arme Frau ihr Recht vermutlich nie durchgesetzt hätte.

Für eine bäuerliche Familie ist Land nicht einfach Grundbesitz. Es ist Nahrung, Arbeit, Einkommen und oft die einzige Absicherung für das Alter. Wer nicht weiß, ob ihm sein Feld im nächsten Jahr noch gehört, investiert nicht in Bewässerung, Bäume oder besseren Boden. Ein Eigentumsnachweis kann deshalb wirtschaftlich wichtiger sein als mancher Kredit. Er hilft allerdings nur, wenn Behörden ihn anerkennen und ein Gericht erreichbar ist, sobald jemand ihn missachtet.

Genau daran fehlt es häufig. In einer großen Afrobarometer-Befragung aus den Jahren 2024 und 2025 glaubte nur etwa die Hälfte der Befragten, ein normaler Bürger könne vor Gericht Gerechtigkeit bekommen. 59 Prozent meinten, Menschen würden vor dem Gesetz häufig oder immer ungleich behandelt. Nur 43 Prozent erwarteten eine Entscheidung in angemessener Zeit. Für weniger als die Hälfte erschienen Anwalt und Verfahren überhaupt bezahlbar.

Wenn ein Recht jahrelang wartet

Im Südsudan wird sichtbar, was solche Zahlen bedeuten. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen berichtet über ein mobiles Gericht im Gefängnis von Juba. Es sollte alte Fälle bearbeiten, jahrelange Haft ohne Verfahren beenden und Menschen erreichen, deren Akten längst in einem Rückstau verschwunden waren.

Unter ihnen war Mary, deren Name ebenfalls geändert wurde. Ihre siebenjährige Tochter war von einem älteren Jungen angegriffen worden. Die Eltern brachten das Kind ins Krankenhaus und meldeten den Fall sofort bei der Polizei. Mehr als zwei Jahre vergingen, ohne dass das Verfahren abgeschlossen wurde. Erst das mobile Gericht entschied den Fall innerhalb einer Woche.

Während seiner vierzigjährigen Arbeit beendete dieses Gericht 60 Verfahren und entließ 62 Gefangene gegen Auflagen. Manche Fälle waren seit 2020 liegen geblieben. Ein Mann hatte fast drei Jahre in Haft verbracht, ohne einem Richter vorgeführt worden zu sein. Als sein Fall endlich verhandelt wurde, stellte das Gericht das Verfahren ein.

Ein Urteil macht nicht ungeschehen, was Marys Tochter erlebt hat. Es erkennt das Unrecht aber an und bewahrt eine Familie davor, jahrelang in einem offenen Verfahren festzustecken. Umgekehrt schützt ein Gericht auch einen Beschuldigten davor, ohne Urteil einfach weggesperrt zu bleiben. Rechtsstaat bedeutet beides.

Mobile Gerichte sind eine kluge Antwort auf große Entfernungen und fehlende Gerichtsgebäude. Sie zeigen zugleich, wie groß der Mangel ist. Wenn ein Richter nur gelegentlich mit einem Fahrzeug kommt, bleibt Recht eine seltene Veranstaltung. Es müsste zum verlässlichen Alltag gehören.

Wenn die Polizei selbst Angst macht

Die Polizei ist für viele Menschen der erste Kontakt mit dem Recht. Sie soll eine Anzeige aufnehmen, einen Täter suchen und eine gefährdete Person schützen. In einem funktionierenden Staat muss niemand überlegen, ob ein Anruf bei der Polizei die eigene Lage vielleicht noch schlimmer macht.

Ein Bericht von Amnesty International aus Nigeria zeigt das Gegenteil. Sebastian Kpalap und sein Schwager Sunday Pilla fuhren 2010 mit einem Motorrad an einem Polizeiposten im Bundesstaat Rivers vorbei. Sie hatten Palmwein für die Beerdigung von Sebastians Vater gekauft. Nach Angaben von Amnesty verlangte ein uniformierter Polizist 50 Naira. Als die beiden Männer nicht zahlten, wurden sie geschlagen und zeitweise festgehalten. Medizinische Hilfe und der Zugang zu einem Anwalt wurden ihnen zunächst verwehrt. Die Polizei stellte den Ablauf später anders dar; Amnesty verlangte eine unabhängige Untersuchung.

Der Bericht ist alt. Das Problem ist es nicht. In einer späteren Afrobarometer-Auswertung berichteten mehr als ein Drittel der Menschen, die polizeiliche Hilfe gesucht hatten, von einer Bestechungszahlung. Ein ähnlich großer Anteil zahlte bei anderen Begegnungen mit der Polizei, um Schwierigkeiten zu vermeiden. In einzelnen Ländern lagen die Werte noch wesentlich höher. Gleichzeitig fanden die Befrager in ländlichen Gebieten nur in 29 Prozent der untersuchten Orte sichtbare Polizeipräsenz.

Das ist eine bittere Mischung: Die Polizei ist weit weg, wenn man sie braucht, und sehr nah, wenn an einer Straßensperre Geld verlangt wird.

Natürlich ist nicht jeder afrikanische Polizist korrupt. Viele arbeiten unter gefährlichen Bedingungen, mit schlechter Ausrüstung und zu niedrigem oder unregelmäßigem Lohn. Manche riskieren ihr Leben für andere. Solche Bedingungen erklären, wie ein System instabil werden kann. Sie entschuldigen keine Erpressung. Gerade ein armer Mensch muss darauf

vertrauen können, dass eine Uniform Schutz bedeutet und keine zusätzliche Rechnung.

Um Korruption wenigstens annähernd vergleichbar zu machen, veröffentlicht Transparency International jedes Jahr den Korruptionswahrnehmungsindex, kurz CPI. Der Name ist wichtig: Er zählt nicht jede Bestechung, sondern fasst die Einschätzungen von Fachleuten und Wirtschaftsvertretern zur Korruption in Politik und Verwaltung zusammen. Die Skala reicht von 0 für sehr starke wahrgenommene Korruption bis 100 für einen weitgehend sauberen öffentlichen Sektor. Im CPI 2025 erreicht die Schweiz 80 Punkte und Rang 6, Deutschland 77 Punkte und Rang 10, Österreich 69 Punkte und Rang 21. Auch bei uns ist also längst nicht alles sauber. Der Abstand zu vielen afrikanischen Ländern ist trotzdem gewaltig.

Afrika südlich der Sahara kommt im Durchschnitt nur auf 32 Punkte. Von 49 untersuchten Ländern erreichen lediglich vier mehr als 50 Punkte. Die Seychellen liegen mit 68 Punkten vorn, gefolgt von Cabo Verde mit 62 sowie Botswana und Ruanda mit jeweils 58 Punkten. Das zeigt: Korruption ist kein unabwendbares afrikanisches Schicksal. Am anderen Ende stehen der Sudan mit 14, Eritrea mit 13 sowie Somalia und der Südsudan mit jeweils nur 9 Punkten. Solche Werte bedeuten nicht, dass jeder Beamte bestechlich ist. Sie zeigen aber, wie groß die Gefahr ist, dass öffentliches Geld verschwindet, Ämter missbraucht und eigentlich kostenlose Leistungen ein zweites Mal verkauft werden. Am härtesten trifft das wieder diejenigen, die ohnehin fast nichts besitzen.

Die zweite, inoffizielle Preisliste

Der entscheidende Unterschied liegt nicht darin, dass bei uns nur gute Menschen leben. Entscheidend ist, ob Bestechung die Ausnahme bleibt und verfolgt wird oder ob sie zur zweiten, inoffiziellen Preisliste des Staates geworden ist.

Plötzlich kostet eine eigentlich kostenlose Urkunde doch Geld. Eine Anzeige wird erst aufgenommen, nachdem etwas zugesteckt wurde. In der Schule werden Gebühren erfunden und in der Klinik Medikamente verkauft, die der Staat bereits bezahlt hat. Wer sich weigert, wartet länger, wird abgewiesen oder bekommt gar keine Leistung.

Am härtesten trifft das die Armen. Ein wohlhabender Mensch ärgert sich über ein Schmiergeld oder lässt einen Bekannten anrufen. Für eine Familie, die kaum genug für das Essen besitzt, bedeutet dieselbe Forderung vielleicht: kein Medikament, kein Zeugnis oder kein Ausweis. Korruption ist damit eine besonders ungerechte Steuer. Sie richtet sich nicht nach Einkommen. Sie verlangt ihr Geld genau dann, wenn jemand am dringendsten Hilfe braucht.

Wie grausam das werden kann, zeigt ein Bericht von Transparency International und der Ghana Integrity Initiative aus dem Tamale Teaching Hospital im Norden Ghanas.

Die 16-jährige Abdul Rahmana Shakina brach 2017 zusammen. Ihre Eltern Amama und Jusif brachten sie am Abend in das Krankenhaus. Die Ärzte stellten eine schwere Blutarmut fest. Shakina brauchte dringend eine Bluttransfusion.

Für die Behandlung wurden 108 ghanaische Cedi verlangt, damals ungefähr 20 US-Dollar. Nach dem Bericht hätte die Leistung durch die Krankenversicherung kostenlos sein müssen. Die Eltern hatten aber nur 20 Cedi bei sich. Sie baten darum, ihre Tochter sofort zu behandeln, und versprachen, das restliche Geld am nächsten Tag zu bringen. Die Behandlung verzögerte sich.

Amama blieb die ganze Nacht neben ihrer Tochter. Erst am nächsten Morgen, zwölf Stunden nach der Ankunft, bekam Shakina Blut und Sauerstoff. Während der Behandlung starb sie.

Der Bericht behauptet nicht, dass jede Behandlung in diesem Krankenhaus so ablief. Er dokumentiert jedoch weitere Beschwerden über unerlaubte Gebühren und darüber, dass medizinische Hilfe zurückgehalten wurde, solange Familien nicht bezahlten. Ein verdeckt arbeitender Journalist filmte Mitarbeiter, die Geld für eigentlich kostenlose Leistungen verlangten. Er begleitete auch Alhassan, einen werdenden Vater, der auf einem Motorrad von Verwandten zu Freunden fuhr, um das verlangte Geld für den notwendigen Kaiserschnitt seiner Frau zusammenzubekommen. Alhassan schaffte es rechtzeitig. Zusätzlich musste er eine Gebühr bezahlen, damit er sein Kind auf der Station sehen durfte.

Die Krankenhausleitung erklärte, von den Missständen nichts gewusst zu haben, verurteilte sie und leitete Untersuchungen ein. Das ist wichtig. Ebenso wichtig ist die Frage, wie viele Familien vorher schweigend bezahlt haben oder wieder gegangen sind.

Bei Shakina ging es nicht um Luxus, eine schnellere Behandlung oder ein schöneres Zimmer. Es ging um Blut für ein schwer krankes Mädchen. In diesem Moment wird aus dem Wort Korruption etwas anderes. Dann geht es nicht mehr um eine Zahl in einem internationalen Index. Dann liegt eine Mutter die ganze Nacht neben ihrer Tochter und kann ihr nicht helfen, weil eine kostenlose Behandlung plötzlich einen Preis hat.

Ein Zeugnis, eine Bescheinigung, eine Steuer

Nicht jede Form von Korruption endet so dramatisch. Gerade deshalb kann sie sich lange halten. Transparency International hat in einer Dokumentation drei Fälle aus Kamerun, Madagaskar und Niger zusammengetragen.

In Kamerun wurden Laurent und andere Eltern aufgefordert, für die Zeugnisse ihrer Kinder eine Gebühr zu bezahlen, obwohl diese kostenlos sein sollten. Ohne Zeugnis konnten die Kinder nicht einfach in den

nächsten Schulabschnitt wechseln. Laurent wehrte sich mit Unterstützung einer Beratungsstelle. Am Ende half sein Widerspruch nicht nur seinen eigenen Kindern, sondern allen Eltern der Schule.

In Madagaskar sollte Rado für eine Wohnsitzbescheinigung das Zehnfache des vorgeschriebenen Preises zahlen. Auch er meldete den Fall. Die Beschwerde führte schließlich zu einer gerichtlichen Verurteilung. Aminou aus Niger hatte seine Steuer bereits bezahlt, wurde aber durch ein korruptes Netzwerk bei der Polizei gezwungen, ein zweites Mal zu zahlen.

Die verlangten Beträge mögen im Vergleich zu verschwundenen Rohstoffmillionen klein wirken. Für die Betroffenen waren sie nicht klein. Und sie zerstören etwas, das ein Staat dringend braucht: Vertrauen. Wer beim Amt betrogen wurde, glaubt beim nächsten Mal auch der Schule, der Polizei oder dem Finanzamt nicht mehr. Manche vermeiden den Staat vollständig. Dann werden Geburten nicht registriert, Straftaten nicht gemeldet und Steuern nicht bezahlt. Der Staat wird dadurch noch schwächer, und die nächste Runde beginnt.

Es gibt die kleine Korruption des Alltags und die große Korruption an der Spitze. Ganz getrennt sind sie nicht. Wenn Posten nach Beziehungen oder gegen Geld vergeben werden, fühlt sich ein Amt irgendwann wie eine Investition an, die sich wieder auszahlen soll. Wenn Vorgesetzte einen Anteil erwarten und Verstöße nicht verfolgen, wird aus einem einzelnen bestechlichen Beamten ein Netzwerk. Oben werden Millionen aus einem Staatsauftrag gezogen, unten verkauft die Klinik das kostenlose Medikament ein zweites Mal.

Niedrige und unregelmäßige Gehälter begünstigen solche Entwicklungen. Sie erklären aber nicht alles. Auch schlecht bezahlte Menschen können ehrlich arbeiten, und sehr reiche Menschen können einen Staat ausplündern. Entscheidend sind Kontrolle, Transparenz und die Aussicht

auf Konsequenzen. Wer sicher sein kann, dass nie jemand nachfragt, hat wenig Grund, damit aufzuhören.

Wenn Eltern plötzlich nachrechnen können

Dass sich etwas verändern lässt, zeigt ein Beispiel aus Äthiopien. In mehreren Regionen erfuhren Bürger, welche Gelder Schulen und andere öffentliche Einrichtungen tatsächlich erhalten sollten. Vorher konnten Eltern kaum unterscheiden, ob ein Lehrer wirklich kein Gehalt bekommen hatte oder sein Fernbleiben nur damit erklärte.

Ato Gemechu, einer der beteiligten Bürger, berichtete der Weltbank, dass Lehrer zuvor häufig nicht zum Unterricht erschienen seien. Nachdem Eltern Budgets und Zahlungen kannten, konnten sie nachfragen. Traf Ato während der Unterrichtszeit einen Lehrer auf der Straße, musste er dessen Erklärung nicht mehr einfach hinnehmen.

Das wirkt fast unspektakulär. Keine neue Behörde, kein großes Gesetz, kein Millionenprojekt. Die vorhandenen Zahlen wurden den Menschen gezeigt, denen die Schule gehörte. In den beteiligten Schulen gingen Fehlzeiten und Schulabbrüche zurück.

Transparenz verändert Macht. Solange nur die Behörde weiß, wie viel Geld vorgesehen ist, kann sie fast alles behaupten. Sobald Eltern dieselbe Zahl kennen, wird aus einer undurchsichtigen Verwaltung eine überprüfbare Verwaltung. Mitbestimmung beginnt nicht erst bei einer Wahl oder Volksabstimmung. Sie beginnt auch bei einer Mutter oder einem Vater, die wissen dürfen, was der Schule ihrer Kinder zusteht.

Als der Staat zu Ropa kam

Die stärkste positive Geschichte führt nach Simbabwe. Die neunjährige Ropa, auch ihr Name wurde geändert, ging allein zu einem mobilen Hilfszentrum in der Nähe ihres Dorfes. Ihre Familie besaß keine vollständigen Ausweise und Geburtsurkunden. Ihre 15-jährige Schwester

war in eine Ehe gezwungen worden. Polizei, Krankenhaus und Gericht lagen weit entfernt. Ohne Dokumente ließ sich nicht einmal das Alter der Schwester sicher nachweisen.

Ropa brachte nur einen verstörenden Satz heraus. Ihre Mutter sei in einem Zimmer eingeschlossen und werde von Hexen gefressen. Dahinter steckten Angst, Armut und das, was in ihrer Familie geschehen war. Die Mitarbeiter hörten ihr zu und begannen nachzufragen.

In diesem mobilen Zentrum saßen nicht sechs Stellen in sechs verschiedenen Städten. Sozialarbeiter, Polizei, medizinisches Personal, Rechtsberatung und Standesamt arbeiteten an einem Ort zusammen. Ropa erhielt eine Geburtsurkunde. Ihre Schwester bekam einen Altersnachweis und rechtliche Hilfe, wurde aus der erzwungenen Verbindung geholt und medizinisch sowie seelisch betreut. Auch der Vater, der zunächst Angst vor den Behörden gehabt hatte, wurde einbezogen.

Zwischen Januar und Juni 2025 erreichten solche mobilen Einsätze in schwer zugänglichen Regionen Simbabwe 1.370 Menschen direkt. Darunter waren zahlreiche komplexe Fälle von Gewalt, Zwang und fehlenden Dokumenten.

Ropas Geschichte zeigt, warum Verwaltung, Polizei, Gerichte und soziale Hilfe nicht getrennt betrachtet werden dürfen. Eine Geburtsurkunde allein beendet keine Zwangsehe. Ein Gesetz schützt kein Mädchen, wenn niemand es durchsetzt. Eine Polizeistation reicht nicht, wenn medizinische Hilfe und ein Gericht fehlen. Erst das Zusammenspiel macht aus einzelnen Ämtern einen Staat.

Der Ibrahim Index of African Governance bestätigt, wie unterschiedlich dieses Zusammenspiel auf dem Kontinent funktioniert. In manchen Ländern werden Verwaltungen digitalisiert, Gerichte entscheiden unabhängiger und Gemeinden legen ihre Ausgaben offen. In anderen

muss ein Mensch für eine Urkunde tagelang reisen, für eine Anzeige zahlen oder jahrelang auf ein Urteil warten. Der Bericht von 2024 stellte in 33 von 54 Ländern über einen Zeitraum von zehn Jahren Fortschritte fest. Gleichzeitig lebte fast die Hälfte der afrikanischen Bevölkerung in Staaten, deren Gesamtleistung zuletzt schlechter war als zehn Jahre zuvor.

Ein starker Staat ist deshalb nicht dasselbe wie ein mächtiger Präsident. Soldaten, Geheimdienste und große Bilder an jeder Hauswand erzeugen Macht, aber noch keine funktionierende Ordnung. Wirkliche Stärke sieht unspektakulär aus. Eine Urkunde wird ausgestellt. Der Lehrer kommt. Das Medikament liegt in der Klinik. Die Polizei schützt eine arme Frau genauso wie einen Minister.

Genau hier entscheidet sich sehr viel von dem, was wir Armut nennen. Unsichere Landrechte verhindern Investitionen. Ohne Ausweis gehen Möglichkeiten verloren. Ohne Vertrauen in die Polizei bleiben Verbrechen ungemeldet. Ein unbezahlbares Gericht macht ein Recht zur Theorie. Korruption verschärft jeden dieser Mängel und verkauft den Menschen Leistungen ein zweites Mal, die ihnen längst zustehen.

Die Regierung gibt die Richtung vor. Verwaltung, Polizei und Gerichte entscheiden, ob ein Land diesen Weg wirklich geht. Sie müssen nicht perfekt sein. Aber sie müssen für den normalen Menschen arbeiten, gerade dann, wenn er arm ist, keine Beziehungen besitzt und niemanden anrufen kann.

Selbst ein solcher Staat stößt jedoch an Grenzen, wenn jedes Jahr mehr Kinder geboren werden, als neue Schulen, Kliniken, Wohnungen und Arbeitsplätze entstehen. Damit kommen wir zu einer zweiten großen Kraft, die Afrikas Entwicklung prägt: dem Bevölkerungswachstum.

3.3 Bevölkerungswachstum: Wenn Schulen, Arbeit und Versorgung nicht mithalten

Zubeida wuchs in Kenia in großer Armut auf. Sie ging nur bis zur dritten Klasse zur Schule. Als das Geld für Schulbücher fehlte, suchte sie bei Männern Unterstützung. Freundinnen hatten ihr erzählt, dass sie auf diese Weise ihren Schulbesuch finanzieren könnten. Mit 15 wurde Zubeida zum ersten Mal schwanger.

Damit war sie Mutter, obwohl sie eigentlich selbst noch ein Kind war. Die Schule lag hinter ihr, ein eigenes Einkommen in weiter Ferne. Viele Jahre kämpfte sie sich irgendwie durch. Ihre Geschichte ist kein Rechenbeispiel und auch kein Beweis dafür, dass alle frühen Schwangerschaften gleich entstehen. Aber sie zeigt, wie Armut, fehlende Bildung und Abhängigkeit ineinandergreifen können. Manchmal genügt schon das Geld für ein paar Schulbücher, um ein Leben in eine völlig andere Richtung zu lenken.

Im Jahr 2020 begegnete Zubeida bei einer Veranstaltung in einer Klinik den „Msambweni Queens“. Diese Frauengruppe klärt in ihrer Gemeinde über frühe Schwangerschaften, Kinderehen, Gesundheit und HIV auf. Zubeida schloss sich ihnen an. Heute hilft sie selbst jungen Mädchen, nicht denselben Weg gehen zu müssen wie sie.

Wenn wir über Bevölkerungswachstum sprechen, dürfen hinter den Millionen keine einzelnen Menschen verschwinden. Kein Kind ist das Problem. Auch eine große Familie ist nicht automatisch falsch. Entscheidend ist, ob eine Frau selbst bestimmen kann, wann sie ihr erstes Kind bekommt, in welchem Abstand weitere folgen und wann ihre Familie vollständig ist.

Trotzdem müssen wir der eigentlichen Frage gerade ins Gesicht sehen: Warum wächst die Bevölkerung in vielen sehr armen Ländern Afrikas noch immer so schnell?

Drei Kräfte treiben das Wachstum

Der erste Grund ist zunächst eine gute Nachricht. Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts überleben deutlich mehr Kinder. Impfungen, Medikamente, eine bessere Versorgung während Schwangerschaft und Geburt sowie Fortschritte bei der Ernährung haben die Kindersterblichkeit gesenkt und die Lebenserwartung erhöht. Das ist einer der größten Erfolge der Menschheitsgeschichte.

Dieser Erfolg hat jedoch eine rechnerische Folge. In vielen Ländern blieb die Zahl der Geburten zunächst hoch, während viel weniger Kinder starben. Die Familiengröße und die Vorstellungen darüber veränderten sich langsamer als die Überlebenschancen. Plötzlich wuchsen aus sechs geborenen Kindern nicht mehr drei oder vier, sondern vielleicht fünf oder sechs Erwachsene heran. Genau in dieser Übergangszeit steigt eine Bevölkerung besonders schnell.

Der zweite Grund ist die weiterhin hohe Kinderzahl je Frau. Nach den für 2024 veröffentlichten Daten der Weltbank liegt sie in der Demokratischen Republik Kongo, im Tschad, in Somalia und in der Zentralafrikanischen Republik bei ungefähr sechs Kindern.

Niger kommt auf 5,9, Mali auf 5,5 und Nigeria auf 4,4. Deutschland liegt bei 1,4, Österreich und die Schweiz bei jeweils 1,3 Kindern.

Das sind Durchschnittswerte. Sie sagen nichts darüber aus, wie eine einzelne Familie lebt und was sie sich wünscht. Trotzdem zeigen sie die gewaltigen Unterschiede. Als grobe Rechengröße gilt eine Geburtenziffer von etwa 2,1 Kindern je Frau als Niveau, bei dem eine Bevölkerung ohne Zu- und Abwanderung langfristig ungefähr gleich groß bleibt.

Afrika entwickelt sich dabei keineswegs einheitlich. Südafrika liegt inzwischen bei rund 2,2 Kindern je Frau, Botswana bei 2,7, Kenia bei 3,2 und Ghana bei 3,3. In einigen Ländern ist die Kinderzahl bereits stark

gesunken. In anderen hat dieser Übergang erst spät begonnen oder kommt nur langsam voran.

Weniger Kinder werden geboren - aber mehr überleben.

Kinder je Frau: durchschnittliche Kinderzahl. Kindersterblichkeit: Todesfälle vor dem 5. Geburtstag je 1.000 Lebendgeburten. Beispiel: Ein Wert von 100 bedeutet etwa 100 Todesfälle je 1.000 Lebendgeburten - rund 10 Prozent.

Land	Kinder je Frau			Kindersterblichkeit		
	2000	2024	%	2000	2024	%
Dem. Republik Kongo	6,7	6,0	-10	185	90	-51
Tschad	7,2	6,0	-17	182	97	-47
Somalia	7,6	6,0	-21	173	101	-42
Zentralafrikanische Rep.	5,9	6,0	+2	166	90	-46
Niger	7,8	5,9	-24	228	111	-51
Mali	6,9	5,5	-20	190	73	-62
Nigeria	6,1	4,4	-28	177	116	-34
Südafrika	2,4	2,2	-8	71	35	-51
Botswana	3,3	2,7	-18	80	33	-59
Kenia	5,1	3,2	-37	95	39	-59
Ghana	4,8	3,3	-31	100	36	-64
Angola	6,6	5,0	-24	185	49	-74
Tansania	5,7	4,5	-21	128	37	-71
Äthiopien	6,7	3,9	-42	140	44	-69
Uganda	6,8	4,2	-38	144	49	-66
Deutschland	1,4	1,4	0	5	4	-20
Österreich	1,4	1,3	-7	6	3	-50
Schweiz	1,5	1,3	-13	6	4	-33

Quelle und Lesart: Weltbank, World Development Indicators, Datenstand 13. Juli 2026. Werte gerundet; Kinder je Frau auf eine Nachkommastelle.

Der dritte Grund wird leicht übersehen und ist für die kommenden Jahrzehnte vielleicht der wichtigste: Afrika hat eine außergewöhnlich junge Bevölkerung. Nach Angaben der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung sind in Afrika südlich der Sahara rund 43 Prozent der Menschen jünger als 15 Jahre. Diese Kinder werden erwachsen und viele von ihnen werden eigene Familien gründen.

Die Bevölkerung wächst also nicht nur, weil Frauen im Durchschnitt viele Kinder bekommen. Sie wächst auch deshalb, weil es sehr viele junge Frauen und Männer gibt, die in den kommenden Jahren Eltern werden können. Selbst wenn jede junge Frau deutlich weniger Kinder bekommt als ihre Mutter, steigt die Gesamtzahl der Menschen noch lange weiter. Fachleute nennen das Bevölkerungsschwung.

Man kann sich eine breite Welle vorstellen. Ihre Höhe nimmt bereits ab, aber sie rollt trotzdem weiter. Hinter der großen Zahl der heutigen Kinder folgt bald eine große Zahl junger Eltern. Eine sinkende Geburtenziffer bremst diese Entwicklung, sie hält sie jedoch nicht von heute auf morgen an.

Diese drei Kräfte gehören zusammen: Mehr Kinder überleben, die durchschnittliche Kinderzahl sinkt vielerorts nur langsam, und eine sehr große junge Generation erreicht das Alter, in dem Familien gegründet werden. Erst wenn man diese Verbindung verstanden hat, wird klar, warum die Bevölkerung weiter kräftig wachsen kann, obwohl die Geburtenziffer in vielen Ländern bereits zurückgeht.

Wie groß wird die Aufgabe?

Nach der mittleren Projektion der Vereinten Nationen könnte die Bevölkerung Afrikas südlich der Sahara zwischen 2024 und 2054 um 79

Prozent wachsen und dann etwa 2,2 Milliarden Menschen erreichen. Bis zum Ende des Jahrhunderts wären es ungefähr 3,3 Milliarden. Angola, die Zentralafrikanische Republik, der Tschad, die Demokratische Republik Kongo, Mali, Niger, Somalia und Tansania gehören zu den Ländern, deren Bevölkerung sich bereits bis 2054 mindestens verdoppeln könnte.

Sehr junge Bevölkerung, die weiter wachsen wird

Durchschnittsalter: arithmetischer Mittelwert des Alters aller Einwohner.

Bevölkerung: Millionen Menschen; 2054 ist eine grobe UN-Projektion (*).

Land	Durchschnittsalter			Bevölkerung in Mio.		
	2000	2024	%	2024	2054*	%
Dem. Republik Kongo	22	22	0	109	ca. 238	+118
Tschad	21	21	0	20	ca. 42	+110
Somalia	21	21	0	19	ca. 40	+111
Zentralafrikanische Rep.	22	20	-9	5	ca. 11	+120
Niger	21	21	0	27	ca. 57	+111
Mali	21	21	0	24	ca. 50	+108
Nigeria	22	23	+5	233	ca. 376	+61
Südafrika	26	31	+19	64	ca. 81	+27
Botswana	24	27	+12	3	ca. 4	+33
Kenia	21	25	+19	56	ca. 87	+55
Ghana	23	26	+13	34	ca. 53	+56
Angola	22	22	0	38	ca. 81	+113
Tansania	22	23	+5	69	ca. 140	+103
Äthiopien	21	24	+14	132	ca. 240	+82
Uganda	20	22	+10	50	ca. 91	+82
Deutschland	41	45	+10	85	ca. 77	-9
Österreich	39	44	+13	9	ca. 9	0
Schweiz	40	43	+8	9	ca. 9	0

Quelle und Lesart: UN DESA, World Population Prospects 2024. Durchschnittsalter 2000 und 2024; Bevölkerung 2024 und mittlere UN-Projektion 2054. Alle Werte gerundet; Prognosen sind keine sicheren Vorhersagen.

Eine Projektion ist keine Vorhersage, die zwangsläufig eintreffen muss. Bildung, Gesundheit, wirtschaftliche Entwicklung und selbstbestimmte Familienplanung können die Kurve deutlich verändern. Je weiter wir in die Zukunft schauen, desto unsicherer werden die Zahlen. An der Größenordnung der bevorstehenden Aufgabe ändert das wenig.

Nehmen wir zwei Länder mit jeweils zehn Millionen Einwohnern. Im ersten wächst die Bevölkerung innerhalb einer Generation auf zwölf Millionen, im zweiten auf achtzehn oder zwanzig Millionen. Beide müssen Straßen erneuern, Schulen bauen und Krankenhäuser betreiben. Das zweite Land muss zusätzlich für Millionen weitere Menschen Wohnungen, Wasser, Strom, Nahrung, Unterricht und Arbeit bereitstellen. Ist es ohnehin arm und schlecht regiert, beginnt ein Wettlauf, den es kaum gewinnen kann.

Eine neue Schule ist dann voll, bevor die Farbe an den Wänden trocken ist. Ein zusätzlicher Brunnen versorgt mehr Menschen, aber die Warteschlange wird nicht kürzer. Die Regierung kann Fortschritte melden und der Alltag der Bevölkerung verbessert sich trotzdem kaum. Das ist kein Argument gegen Kinder. Es zeigt, wie schnell die Versorgung wachsen müsste, damit jedes Kind eine wirkliche Chance erhält.

Warum bleibt die Kinderzahl hoch?

Die Deutsche Stiftung Weltbevölkerung formuliert den entscheidenden Punkt erstaunlich schlicht: Viele Frauen und Mädchen bekommen mehr Kinder, als sie sich wünschen. Dahinter steckt kein einzelner Grund. Es ist eine Kette aus fehlender Information, schwer erreichbarer Verhütung,

frühen Ehen, ungleichen Rechten, wirtschaftlicher Abhängigkeit und gesellschaftlichen Erwartungen.

Weltweit entstehen nach Angaben der Stiftung jährlich etwa 121 Millionen Schwangerschaften unbeabsichtigt. In Ländern mit niedrigem Einkommen verwendet jede vierte Frau kein modernes Verhütungsmittel, obwohl sie eine Schwangerschaft vermeiden möchte. Mal fehlt das Mittel, mal ist die Gesundheitsstation zu weit entfernt. Manche Frauen fürchten Nebenwirkungen, andere stoßen auf den Widerstand ihres Partners. Eine theoretisch vorhandene Möglichkeit hilft wenig, wenn eine Frau sie nicht erreichen oder nicht selbst darüber entscheiden kann.

Frühe Mutterschaft spielt dabei eine große Rolle. In Afrika südlich der Sahara entfielen 2023 nach Angaben von UNICEF 93 Geburten auf 1.000 Mädchen und junge Frauen im Alter von 15 bis 19 Jahren. Weltweit waren es 39. Eine Geburt mit 16 oder 17 verändert nicht nur den weiteren Lebensweg. Sie verlängert auch den Zeitraum, in dem weitere Kinder geboren werden können.

Oft endet gleichzeitig die Schulbildung. Eine junge Mutter muss ihr Kind betreuen, verdient noch kein eigenes Geld und wird stärker von ihrem Mann oder ihrer Familie abhängig. Damit fehlen ihr genau die Voraussetzungen, die später mehr Entscheidungsmacht schaffen könnten.

Auch der Wunsch nach einer großen Familie kann selbstverständlich echt sein. Kinder bedeuten Nähe, Ansehen und Zugehörigkeit. Auf dem Land helfen sie bei der Arbeit. Wo es keine verlässliche Rente und kaum Pflege gibt, bleiben erwachsene Kinder die wichtigste Absicherung für das Alter. Wer allein auf weniger Geburten drängt, ohne diese Unsicherheit zu verändern, hat den Alltag der Familien nicht verstanden.

Die Erfahrung hoher Kindersterblichkeit wirkt ebenfalls lange nach. Eltern, die nicht sicher sein können, ob alle ihre Kinder erwachsen werden, wünschen sich verständlicherweise eher eine größere Familie.

Verbessern sich die Überlebenschancen, ändern sich solche Erfahrungen und Erwartungen nicht sofort. Das braucht Zeit und vor allem Vertrauen: Vertrauen in medizinische Hilfe, in die Zukunft und darin, dass die Kinder tatsächlich erwachsen werden.

Hinzu kommen gesellschaftliche und religiöse Tabus. Sexuaufklärung findet meist gar nicht statt, beginnt zu spät oder beschränkt sich auf die Forderung nach Enthaltbarkeit. Jugendliche erfahren nicht, wie eine Schwangerschaft entsteht, welche Verhütungsmittel es gibt oder wo sie vertraulich Hilfe erhalten. Wer sich trotzdem informiert, muss manchmal damit rechnen, verurteilt zu werden.

Mikaeli Emmanueli Palanjo kennt diese Hemmschwelle. Der junge Mann arbeitet in Tansania als Jugendberater. Jugendliche kommen zu ihm, wenn sie sich mit einer sexuell übertragbaren Krankheit angesteckt haben und aus Angst oder Scham nicht ins Krankenhaus gehen. Mikaeli begleitet sie zur Behandlung und behandelt alles vertraulich. Andere bitten ihn um Kondome, weil sie diese nicht selbst im Gesundheitszentrum verlangen möchten. Dann besorgt er sie.

Das klingt nach einer Kleinigkeit. Tatsächlich entscheidet diese Vertraulichkeit mit darüber, ob ein junger Mensch Schutz erhält oder nicht. Eine Packung Kondome kann im Lager liegen. Solange sich niemand traut, danach zu fragen, ist sie fast so weit entfernt wie eine Klinik hinter dem nächsten Gebirge.

Wenn die Hilfe nicht bis ins Dorf kommt

In abgelegenen Gegenden kommt zur Scham die Entfernung. Die nächste Gesundheitsstation liegt vielleicht viele Kilometer entfernt. Es fehlt an einem Bus, an Geld für die Fahrt oder an jemandem, der währenddessen die Kinder betreut. Ist die Frau endlich dort, kann der Vorrat an Verhütungsmitteln aufgebraucht sein. Ein einziger erfolgloser Weg genügt manchmal, damit sie nicht noch einmal kommt.

In Äthiopien versucht die Deutsche Stiftung Weltbevölkerung deshalb, den Weg umzudrehen. Nicht die jungen Frauen sollen ausschließlich zur Beratung kommen, sondern ein Teil der Beratung kommt zu ihnen. Die 23-jährige Makeya wurde als sogenannte Flying Nurse ausgebildet. Gemeinsam mit anderen Pflegekräften bringt sie Informationen, Familienplanung und Verhütungsmittel in abgelegene Gemeinden.

Manche Orte sind nur mit einem Fahrzeug und anschließend zu Fuß erreichbar. Makeya berichtet, dass die Helferinnen dort müde und hungrig ankommen. Die Frauen warten trotzdem auf sie, denn für viele ist dieser Besuch eine der wenigen Möglichkeiten, überhaupt eine vertrauliche Beratung zu erhalten.

Hier wird aus einem großen Wort etwas sehr Konkretes. „Zugang zu Familienplanung“ bedeutet nicht nur, dass ein Gesundheitsministerium Verhütungsmittel bestellt. Es bedeutet, dass Makeya sie über eine schlechte Straße bis zu einer Frau bringt, die sonst keine realistische Möglichkeit hätte, selbst über ihre nächste Schwangerschaft zu entscheiden.

Die Stiftung arbeitet außerdem nach dem Prinzip „Jugendliche beraten Jugendliche“. Sie bildet Jugendberaterinnen und Jugendberater aus, unterstützt jugendfreundliche Kliniken und verbindet Aufklärung, Beratung und moderne Verhütungsmittel. Im Jahresbericht 2025/26 nennt sie 97.535 Teilnahmen an von Gleichaltrigen geleiteten Schulungen. 1.318 Jugendberaterinnen und Jugendberater sowie 410 Beschäftigte des Gesundheitswesens wurden ausgebildet; 89.035 Jugendliche erhielten moderne Verhütungsmittel.

Das sind keine abstrakten Maßnahmen gegen eine steigende Kurve. Sie geben jungen Menschen Wissen und eine Wahl. Genau darin liegt der Unterschied zwischen Familienplanung und Bevölkerungskontrolle.

Was schnelles Wachstum mit Armut macht

Für eine Familie ist ein weiteres Kind zuerst ein Mensch, der geliebt, ernährt und versorgt wird. Gleichzeitig muss das vorhandene Einkommen für mehr Personen reichen. Schulhefte, Kleidung, Medikamente und Fahrten zur Klinik werden nicht billiger, nur weil wenig Geld da ist. Häufig übernehmen ältere Geschwister einen Teil der Betreuung. Besonders Mädchen fehlen dann im Unterricht, weil sie Wasser holen, kochen oder auf kleinere Kinder aufpassen.

Auf staatlicher Ebene vervielfacht sich dasselbe Problem. Eine Regierung baut hundert Klassenzimmer, benötigt aber zweihundert. Sie bildet Pflegekräfte aus, während gleichzeitig noch mehr Geburtsstationen fehlen. Neue Wasserstellen entstehen, doch die Zahl der Menschen wächst schneller als die Versorgung. Selbst ein tatsächlicher Fortschritt kann sich dann wie Stillstand anfühlen.

Auch die Wirtschaft muss mithalten. Jedes Jahr kommen Millionen junge Menschen neu auf den Arbeitsmarkt. Sie benötigen dann einen Arbeitsplatz und nicht irgendwann in ferner Zukunft. Entstehen zu wenige verlässliche Beschäftigungen, bleibt vielen nur schlecht bezahlte Arbeit ohne Vertrag und soziale Absicherung. Andere ziehen in die Städte, verlassen ihr Land oder verlieren das Vertrauen, dass Anstrengung überhaupt etwas verändert.

Schnelles Bevölkerungswachstum verursacht Armut nicht allein. Eine leistungsfähige Regierung, gute Landwirtschaft, Handel, Bildung und wirtschaftlicher Aufstieg können eine junge Bevölkerung zu einer großen Stärke machen. Fehlen diese Voraussetzungen, verteilt sich ein ohnehin kleiner Wohlstand auf immer mehr Menschen. Dann wächst vielleicht die Wirtschaft des Landes, während der einzelne Bürger davon kaum etwas spürt.

Gelingt der Übergang zu kleineren Familien, kann sich das Verhältnis vorübergehend umkehren. Der Anteil der Menschen im arbeitsfähigen Alter steigt, während vergleichsweise weniger kleine Kinder versorgt werden müssen. Mehr Frauen können ihre Ausbildung abschließen und arbeiten. Ökonomen sprechen von einer demografischen Dividende.

Ein Automatismus ist das nicht. Millionen junge Menschen ohne Bildung und Arbeit sind keine Dividende. Sie sind enttäuschte Hoffnung. Erst Schulen, berufliche Ausbildung, Gesundheit, verlässliche Regeln und eine Wirtschaft mit echten Arbeitsplätzen machen aus einer jungen Generation eine Chance.

Nicht Zwang, sondern eine eigene Entscheidung

Familienplanung darf niemals bedeuten, einer Frau in Niger, Kenia oder Uganda eine Kinderzahl vorzuschreiben. Eine staatlich erzwungene niedrige Geburtenrate wäre kein menschlicher Fortschritt. Das Ziel kann nur sein, dass eine Frau selbst entscheidet, ob sie Kinder möchte, wann sie ihr erstes bekommt und wie groß ihre Familie sein soll.

Die Lösung besteht deshalb nicht allein aus Verhütungsmitteln. Ein Mädchen braucht Wissen, eine gute Schule und die Aussicht auf ein eigenes Einkommen. Eine Frau muss ohne Angst eine Gesundheitsstation aufsuchen und ihrem Partner widersprechen können. Familien brauchen mehr Sicherheit im Alter, damit nicht fünf oder sechs Kinder diese Aufgabe übernehmen müssen. Und Regierungen müssen eine freiwillige Familienplanung nicht nur versprechen, sondern bis in die Dörfer ermöglichen.

Wie daraus Hilfe zur Selbsthilfe entstehen kann, zeigt Joan Atuhaire aus Uganda. Sie kannte die weiten Wege, die fehlenden Vorräte und die peinlichen Fragen beim Kauf von Verhütungsmitteln aus ihrer Arbeit mit Jugendlichen. Also gründete sie mit Unterstützung eines Programms der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung ein eigenes Unternehmen.

Über ihre Plattform Simply FP können junge Menschen Informationen erhalten und Kondome, Schwangerschaftstests, Verhütungsmittel sowie Hygieneartikel möglichst diskret bestellen. Joan wartet nicht darauf, dass irgendeine große Behörde jedes Problem löst. Sie nutzt ein Smartphone und eine Geschäftsidee, um eine Versorgungslücke zu schließen. Gleichzeitig schafft sie wirtschaftliche Eigenständigkeit und zeigt, dass die Menschen vor Ort ihre Schwierigkeiten sehr genau kennen und selbst Lösungen entwickeln.

Auch Zubeida ist heute nicht mehr nur das Mädchen, das mit 15 schwanger wurde. Als Mitglied der Msambweni Queens gibt sie ihr Wissen an andere weiter. Aus einer Frau, über deren Zukunft Armut und andere Menschen entschieden hatten, wurde eine Frau, die in ihrer Gemeinde einiges verändert.

Das ist der Kern einer vernünftigen Bevölkerungsentwicklung. Nicht weniger Menschlichkeit, sondern mehr Freiheit. Nicht Druck auf Familien, sondern bessere Möglichkeiten. Wenn Mädchen länger zur Schule gehen, junge Menschen verlässliche Informationen erhalten und Frauen selbst über ihren Körper bestimmen können, sinkt die Kinderzahl erfahrungsgemäß. Vor allem aber wächst die Chance, dass jedes einzelne Kind gesund aufwächst, lernen kann und eine Zukunft bekommt.

Doch selbst eine langsamer wachsende Bevölkerung bleibt verletzlich, wenn Regenzeiten ausfallen, Böden austrocknen und Ernten verbrennen. Damit kommt zur nächsten großen Belastung eine Kraft hinzu, die sich nicht an Landesgrenzen hält: der Klimawandel.

3.4 Klimawandel: Wenn Dürre und Flut auf Armut treffen

Als Fatuma mit ihren sechs Kindern ihr Dorf Jamame im Süden Somalias verließ, war der Fluss ausgetrocknet und das Land kahl. Über Jahre war

zu wenig Regen gefallen. Auf den Feldern wuchs kaum noch etwas, Tiere fanden weder Wasser noch Futter. Irgendwann blieb der Familie keine Wahl mehr. Sie gab ihr Zuhause auf und zog in die Siedlung Luglow am Rand von Kismayo.

Doch auch dort war Wasser zunächst nicht selbstverständlich. Fatuma und ihre Kinder liefen weite Strecken zu einem Fluss, dessen Wasser verschmutzt war. Es machte die Familie immer wieder krank. Während Fatuma versuchte, den Alltag zusammenzuhalten, suchte ihr ältester Sohn Mohamed Arbeit auf den Feldern anderer Menschen. Was er als Tagelöhner verdiente, half der Familie über den nächsten Tag. Für eine sichere Zukunft reichte es nicht.

Fatumas Geschichte ist kein Bericht über ein fernes Wetterereignis. Sie zeigt, was geschieht, wenn Regen über lange Zeit ausbleibt und eine Familie keine Rücklagen und keinen anderen Ort hat, an dem sie ihren Lebensunterhalt verdienen kann. Die Dürre beginnt am Himmel. Zur Katastrophe wird sie am Boden.

Regen fällt nicht mehr zuverlässig

Wetter und Klima sind nicht dasselbe. Wetter ist der Regen von heute, die Hitze dieser Woche oder ein Sturm in einer Nacht. Klima beschreibt, was über viele Jahre in einer Region typisch ist. Ein einzelner trockener Monat beweist noch keinen Klimawandel. Wenn sich Hitze, Regenzeiten und Extremereignisse über Jahrzehnte verändern, entsteht jedoch ein Muster.

Afrika ist dabei kein einheitlicher Raum. Die Küsten Westafrikas, das Hochland Äthiopiens, die trockenen Gebiete am Horn von Afrika und das südliche Afrika haben unterschiedliche Klimazonen. Manche Regionen leiden vor allem unter Dürre, andere unter Starkregen und Überschwemmungen. Mitunter folgen beide Extreme kurz aufeinander: Ein ausgetrockneter Boden kann heftigen Regen schlechter aufnehmen,

Wasser schießt über die harte Oberfläche und reißt Erde, Saatgut und Wege mit sich.

Der Weltklimarat hält fest, dass die vom Menschen verursachte Erwärmung in Afrika bereits zu mehr Hitzeextremen geführt hat. In vielen Regionen steigt zugleich das Risiko für stärkere Niederschläge. Auch Dürren werden durch höhere Temperaturen gefährlicher, weil mehr Wasser aus Böden und Pflanzen verdunstet. Klimawandel bedeutet deshalb nicht einfach nur, dass es überall trockener wird. Er macht vertraute Jahreszeiten unzuverlässiger und manche Extreme heftiger.

Am Horn von Afrika blieben seit 2020 fünf Regenzeiten nacheinander weitgehend aus. Eine internationale Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass die geringe Regenmenge nicht in jeder einzelnen Jahreszeit eindeutig auf den Klimawandel zurückgeführt werden kann. Die zusätzliche Wärme ließ aber mehr Feuchtigkeit verdunsten und verschärfte die Dürre deutlich. Diese Unterscheidung ist wichtig: Nicht jedes Unwetter und nicht jede Trockenzeit entstehen allein durch den Klimawandel. Doch eine wärmere Welt kann aus einem schwierigen Ereignis ein verheerendes machen.

Eine Dürre hat keinen Augenblick, in dem sie plötzlich beginnt. Ein Sturm reißt in einer Nacht ein Dach ab. Eine Trockenzeit nimmt einer Familie Woche für Woche die Sicherheit. Am Anfang hofft jeder noch auf den nächsten Regen. Dann werden Mahlzeiten kleiner, Tiere schwächer und Wege zum Wasser länger. Wenn schließlich von einer Katastrophe gesprochen wird, haben viele Familien schon Monate versucht, den Verlust aus eigener Kraft aufzufangen.

Eine Flut kommt oft schneller, doch auch sie hat eine Vorgeschichte. Wälder und Feuchtgebiete können Wasser zurückhalten, befestigte Böden und zugebaute Abflüsse nicht. In schnell wachsenden Städten reicht die Kanalisation häufig schon für gewöhnlichen Starkregen kaum aus. Fällt

dann in wenigen Stunden ungewöhnlich viel Wasser, bleibt fast keine Zeit, Kinder, Vorräte und wichtige Dokumente in Sicherheit zu bringen.

Für eine Familie, die vom eigenen Feld und einigen Tieren lebt, beginnt die Krise oft unscheinbar. Zuerst keimt die Saat schlecht. Dann reicht das Futter für die Ziegen oder Rinder nicht mehr. Tiere werden verkauft, bevor sie verenden, doch weil viele Familien gleichzeitig verkaufen müssen, fallen die Preise. Gleichzeitig steigen die Preise für Getreide und Wasser. Aus einer schlechten Ernte wird Hunger, aus Hunger werden Krankheit und Schulabbruch, aus Schulabbruch kann jahrelange Armut werden.

Dabei ist die Ernte weit mehr als das Essen für die kommenden Monate. Ein Teil wird verkauft, um Medikamente, Kleidung, Schulmaterial und Saatgut zu bezahlen. Bleibt die Ernte aus, fehlen diese Einnahmen gleichzeitig an vielen Stellen. Selbst Menschen, die kein eigenes Feld besitzen, verlieren Arbeit, weil Bauern keine Helfer mehr beschäftigen können. Die Krise wandert vom Acker auf den Markt und von dort in jedes Haus.

Wer Geld auf einem Konto oder Verwandte in einer sicheren Region hat, kann einen Teil des Verlustes auffangen. Wer schon vorher kaum genug besaß, verliert dagegen nicht nur Einkommen. Eine Familie verliert ihr Saatgut für die nächste Ernte, ihre Tiere, ihr Werkzeug und manchmal ihr Haus. Es fehlt nicht bloß an Dingen. Es fehlt an der Möglichkeit, neu anzufangen.

Tina – die Flut kommt in der Nacht

In der Nacht zum 15. März 2019 lag Tina Patisone in ihrem Haus in Mosambik. Sie war 30 Jahre alt, hochschwanger und lebte mit ihren vier Kindern in der Nähe von Beira. Kurz vor Mitternacht erreichte das Wasser ihr Zuhause. Draußen tobte der Wind des Zyklons Idai. Tina nahm ihre Kinder und floh mit ihnen zu einer Schule in der Nähe.

Wenige Stunden später setzten ihre Wehen ein. Das Mobilfunknetz war ausgefallen, ein Krankenwagen nicht erreichbar. Straßen standen unter Wasser, Bäume und Trümmer versperrten Wege. Schließlich brachte ein Motorradtaxi sie zum Gesundheitszentrum von Matundo. Dort brachte Tina ihre Tochter Joana gesund zur Welt.

Die Geburt endete gut. Rund um Tina aber hatte der Sturm ganze Landstriche verwüstet. Häuser waren eingestürzt oder fortgespült, Straßen und Brücken zerstört, Schulen und Gesundheitsstationen beschädigt. Viele Menschen wussten nicht, wo ihre Angehörigen waren. Sauberes Trinkwasser wurde knapp, während stehendes und verunreinigtes Wasser die Gefahr von Krankheiten erhöhte.

Ein Zyklon ist zunächst ein Naturereignis. Wie viele Menschen sterben und wie lange sie unter den Folgen leiden, hängt jedoch nicht nur von Windstärke und Regenmenge ab. Entscheidend ist auch, ob Häuser standhalten, Warnungen rechtzeitig ankommen, Fluchtwege offen bleiben und eine Klinik selbst während des Sturms arbeiten kann. Bei Tina brachen gleich mehrere dieser Sicherheiten weg. Dass sie das Gesundheitszentrum trotzdem erreichte, war keineswegs selbstverständlich.

Für eine hochschwangere Frau wird eine Flucht noch schwerer. Sie kann nicht schnell laufen, braucht möglicherweise Medikamente und muss wissen, welche Klinik überhaupt noch geöffnet ist. Nach der Geburt braucht sie sauberes Wasser und einen geschützten Ort für sich und das Neugeborene. Wenn ein Sturm Straßen, Strom und Telefonnetze gleichzeitig zerstört, fällt deshalb nicht nur ein Gebäude aus. Eine ganze Kette von Versorgung reißt.

Warum dasselbe Wetter nicht dasselbe bedeutet

Starker Regen fällt auf Arme und Reiche. Seine Folgen treffen sie nicht gleich. In einer gut ausgebauten Stadt leiten Kanäle einen Teil des

Wassers ab. Straßen bleiben länger befahrbar, Rettungsdienste erreichen Verletzte, Krankenhäuser verfügen über Notstrom. Versicherungen bezahlen einen Teil der Schäden, und staatliche Stellen können Häuser, Brücken und Schulen wiederaufbauen.

In einer armen Siedlung reicht schon ein überlaufender Graben, um Hütten und Vorräte zu zerstören. Viele Häuser stehen dort, wo Land billig oder überhaupt verfügbar ist: an steilen Hängen, in trockenen Flussbetten oder in Gebieten, die regelmäßig überschwemmt werden. Nicht weil die Bewohner die Gefahr nicht kennen, sondern weil ihnen eine sichere Alternative fehlt.

Auch auf dem Land entscheidet Infrastruktur darüber, ob eine Trockenzeit überstanden werden kann. Gibt es Wasserspeicher, Bewässerung, widerstandsfähiges Saatgut, befahrbare Wege und Märkte, kann eine schlechte Ernte abgefedert werden. Fehlt all das, hängt fast alles vom nächsten Regen ab. Dann wird das Wetter zum Richter über Einkommen, Ernährung und Gesundheit.

Selbst eine gute Warnung schützt nur, wenn Menschen danach handeln können. Wer ein stabiles Haus, ein Fahrzeug und Geld für einige Nächte an einem sicheren Ort hat, kann früh aufbrechen. Wer seine Tiere, den kleinen Laden oder die gesamte Ernte zurücklassen müsste, wartet länger. Nicht aus Leichtsinne, sondern weil mit der Flucht womöglich alles verloren geht, wovon die Familie nach dem Sturm leben soll.

Hinzu kommen Konflikte und ein schwacher Staat. Wo bewaffnete Gruppen Wege kontrollieren, Behörden kaum funktionieren oder Menschen aus ihren Dörfern vertrieben wurden, erreichen Warnungen und Versorgung viele Orte zu spät. Abholzung, ausgelaugte Böden und die Bebauung von Überschwemmungsflächen vergrößern die Gefahr zusätzlich. Klimawandel ist deshalb selten die einzige Ursache einer Katastrophe. Er trifft auf vorhandene Armut und verstärkt sie.

Das erklärt auch, warum eine Zahl wie „hundertjähriges Hochwasser“ wenig über das Leid einer einzelnen Familie sagt. Für die eine bedeutet es einen beschädigten Keller und einige Wochen Arbeit. Für die andere verschwinden in wenigen Minuten Matratzen, Kleidung, Lebensmittel, Schulhefte, Ausweise und das Werkzeug, mit dem das tägliche Einkommen verdient wurde. Derselbe Wasserstand kann ein Ärgernis oder der Verlust der gesamten Existenz sein.

Armut vergrößert also die Folgen des Wetters, und das Wetter vergrößert wiederum die Armut. Nach jedem Verlust muss zuerst das Notwendigste ersetzt werden. Geld für ein stabileres Dach, eine bessere Bewässerung oder einen Umzug an einen sicheren Ort mehr bleibt nicht übrig. So wohnen Familien nach der nächsten Flut wieder am selben Hang oder bestellen nach der nächsten Dürre wieder dasselbe ungeschützte Feld. Nicht weil sie nichts gelernt hätten, sondern weil sie keine andere Möglichkeit haben.

Nach der Katastrophe beginnt die nächste

Wenn die Bilder von einer Flut aus den Nachrichten verschwinden, beginnt für viele Familien die längste Phase. Das Wasser geht zurück, aber der Schlamm bleibt. Brunnen müssen gereinigt, Dächer repariert und Felder neu bestellt werden. Wer Geld geliehen hat, muss Schulden zurückzahlen. Wer sein Vieh oder Werkzeug verkauft hat, kann nicht einfach weiterarbeiten wie zuvor.

Kinder spüren diese Folgen besonders lange. Wenn das Geld knapp wird, werden Schulgebühren, Hefte oder Fahrten unbezahlbar. Mädchen und Jungen helfen auf dem Feld, verkaufen Waren oder kümmern sich um jüngere Geschwister. Nach einer Dürre steigt zugleich das Risiko von Mangelernährung. Nach einer Flut drohen Durchfallerkrankungen und Cholera, weil Trinkwasser verunreinigt ist. Eine Katastrophe endet deshalb nicht mit dem letzten Regentag.

Auch die Entscheidung zu fliehen fällt selten an einem einzigen Morgen. Familien versuchen zuerst, Tiere zu retten, weniger zu essen, Geld zu leihen oder Arbeit in der nächsten Stadt zu finden. Erst wenn diese Möglichkeiten erschöpft sind, verlassen sie ihr Zuhause. Manche kehren nach Wochen zurück. Andere finden ihre Felder zerstört oder ihr Land besetzt vor und bleiben dauerhaft in einer Siedlung, die selbst kaum Schutz bietet.

So kann ein Klimaschock eine Familie über Jahre in Armut festhalten. Jede Krise nimmt ihr einen Teil dessen, was sie sich zuvor aufgebaut hat. Nach der ersten Dürre werden Tiere verkauft, nach der zweiten das Werkzeug, nach der dritten bleibt nur der Wegzug. Die Menschen sind nicht passiv und keineswegs ohne eigene Kraft. Aber Widerstandskraft hat Grenzen, wenn immer weniger Zeit bleibt, sich zwischen zwei Katastrophen zu erholen.

Ein Brunnen verändert den Alltag, nicht das Klima

In Luglow hat sich Fatumas Alltag inzwischen verändert. Ein Wassersystem mit zehn motorisierten Flachbrunnen, Leitungen und 26 Ausgabestellen versorgt nach Angaben von UNICEF mehr als 47.000 Menschen. Fatuma und ihre Kinder müssen nicht mehr kilometerweit zu dem verschmutzten Fluss laufen. Das Wasser ist näher und sicherer, Krankheiten werden seltener, und die gesparte Zeit kann für Schule und Arbeit genutzt werden.

Damit ist die Dürre nicht beendet. Der Brunnen lässt keine Regenwolken entstehen, füllt keine verdorrten Weiden und ersetzt keine verlorene Ernte. Aber er nimmt einer Familie einen Teil der unmittelbaren Gefahr. Genau darin liegt der Unterschied zwischen dem Bekämpfen des Klimawandels und dem Schutz vor seinen Folgen.

Auch ein Brunnen funktioniert nicht von selbst. Pumpen brauchen Strom oder Treibstoff, Ersatzteile und Menschen, die sie warten können. Es

muss geregelt sein, wer wie viel Wasser entnehmen darf und was geschieht, wenn der Grundwasserspiegel sinkt. Eine Anlage, für die sich nach der Einweihung niemand mehr verantwortlich fühlt, kann schon nach wenigen Jahren stillstehen. Schutz entsteht deshalb nicht nur durch Technik, sondern durch verlässliche Zuständigkeit.

Dasselbe gilt für Deiche, Abflusskanäle und Warnsysteme. Ein Alarm rettet niemanden, wenn er die Dörfer nicht erreicht oder wenn die Menschen keinen sicheren Ort kennen. Ein Deich schützt nur, solange er kontrolliert und repariert wird. Vorsorge ist selten spektakulär. Gerade deshalb erhält sie oft erst Aufmerksamkeit, nachdem eine Katastrophe gezeigt hat, was gefehlt hat.

Langfristig braucht es weit mehr: verlässliche Warnsysteme, sichere Häuser, funktionierende Gesundheitsstationen, Speicher für Wasser, angepasste Landwirtschaft und Straßen, die auch bei Starkregen befahrbar bleiben. Ebenso wichtig sind Regierungen, die solche Anlagen warten und Menschen nicht erst dann wahrnehmen, wenn die Katastrophe bereits geschehen ist. Das sind große politische und wirtschaftliche Aufgaben. Sie lassen sich nicht auf einzelne gute Taten verkürzen.

Als Spender können wir weder eine Dürre beenden noch eine Flut aufhalten; allenfalls können ein verlässlich gewarteter Brunnen oder direkte Geldhilfe einer einzelnen Familie etwas Schutz und Entscheidungsfreiheit geben. Auch gegen die nächste große Ursache von Elend können kleine Spenden kaum etwas ausrichten: Krieg, Gewalt und Vertreibung.

3.5 Krieg, Gewalt und Vertreibung

Radina weiß nicht, ob ihre Familie noch lebt

Als im Sudan der Krieg ausbrach, war Radina Mohamed Musa Salem schwanger und hatte bereits mehrere Kinder. Sie lebte im Bundesstaat Weißer Nil und hatte ein Zuhause, eine Familie und einen Alltag. Dann kamen die Kämpfe näher. Bei einem Angriff musste sie fliehen. Häuser brannten, Telefonverbindungen brachen zusammen, und im Chaos wurde Radina von ihrem Mann Ali und drei ihrer Kinder getrennt.

Sie wusste nicht, wo sie waren. Sie wusste nicht einmal, ob sie noch lebten.

Während der Trennung bekam Radina ein weiteres Kind. Sie brachte es allein zur Welt, geschwächt von der Flucht und ohne zu wissen, ob ihr Mann jemals erfahren würde, dass sein Kind geboren worden war. Später gelangte sie über die Grenze nach Renk im Südsudan. Dort traf sie zufällig einen Bekannten der Familie. Er besaß eine Telefonnummer von Ali.

Nach fast einem Jahr hörte Radina wieder die Stimme ihres Mannes. Wenig später fand die Familie zusammen.

Der UNHCR, das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, berichtet über Radinas Weg in das Flüchtlingslager Doro. Dort begann sie später, Gebäck herzustellen und zu verkaufen. Das klingt beinahe wie ein gutes Ende. Aber es ist kein Ende. Die Familie lebt nicht wieder in ihrem Haus. Das alte Leben ist verloren, die Zukunft unsicher. Radina hat lediglich etwas zurückgewonnen, das im Krieg plötzlich zu einem großen Glück geworden war: ihre Familie und die Möglichkeit, wieder selbst etwas aufzubauen.

Krieg wird meistens mit Karten erklärt. Auf ihnen verlaufen Frontlinien, Pfeile zeigen Bewegungen von Armeen, Städte wechseln ihre Farbe. Auf einer solchen Karte ist Radinas Familie nicht zu sehen. Auch die Geburt ihres Kindes, das ausgefallene Telefonnetz und die Monate ohne eine Nachricht erscheinen dort nicht.

Für die Menschen besteht ein Krieg nicht aus Frontlinien. Er besteht aus der Frage, ob die Kinder am Abend noch da sind.

Ende 2025 zählte der UNHCR weltweit 41,6 Millionen Flüchtlinge. Weitere 68,7 Millionen Menschen waren durch Konflikte oder Gewalt innerhalb ihres eigenen Landes vertrieben. Hinter jeder dieser Zahlen steht eine Geschichte wie die von Radina. Manche Familien finden wieder zusammen. Viele nicht.

Worum es in Kriegen geht

Warum beginnen Kriege?

Es gibt darauf keine einzige Antwort. Manche Kriege beginnen mit einem Angriff von außen. Andere entstehen im Inneren eines Landes. Armeen kämpfen gegen Rebellen, bewaffnete Gruppen gegeneinander, Regionen gegen die Zentralregierung oder frühere Verbündete plötzlich um die Macht. Manchmal werden Religion und Volkszugehörigkeit als Begründung genannt. Manchmal geht es angeblich um Freiheit, Sicherheit oder Gerechtigkeit.

Hinter den großen Worten stehen häufig sehr handfeste Fragen: Wer regiert das Land? Wer kontrolliert die Armee? Wer erhält das Geld aus Öl, Gold, Diamanten oder anderen Rohstoffen? Wem gehört das Land? Wer darf mitentscheiden, und wer wird von Macht, Sicherheit und Recht ausgeschlossen?

Die gemeinsame Studie „Pathways for Peace“ der Vereinten Nationen und der Weltbank nennt gerade diese Ausgrenzung als eine wichtige Wurzel

vieler gewaltsamer Konflikte. Wenn eine Bevölkerungsgruppe dauerhaft keinen Zugang zu politischer Macht, öffentlichen Leistungen, Land, Rohstoffen, Polizei oder Gerichten hat, wächst das Gefühl, mit friedlichen Mitteln nichts erreichen zu können.

Dieses Gefühl allein führt noch nicht zum Krieg. Die meisten Menschen, die ungerecht behandelt werden, greifen nicht zur Waffe. Damit aus Unzufriedenheit organisierte Gewalt wird, braucht es Anführer, Geld, Waffen, Kämpfer und eine Gelegenheit. Dann werden alte Verletzungen hervorgeholt, Ängste vergrößert und ganze Gruppen zu Feinden erklärt. Aus dem Nachbarn wird plötzlich „der Andere“. Wer nicht mitmacht, gilt als Verräter.

Armut, Arbeitslosigkeit und eine große Zahl junger Menschen ohne Aussicht auf eine verlässliche Zukunft können die Rekrutierung erleichtern. Eine bewaffnete Gruppe bietet vielleicht Geld, Nahrung, Schutz oder das Gefühl, endlich zu jemandem zu gehören. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen zeigt in seiner Untersuchung zu gewalttätigem Extremismus in Afrika aber auch etwas anderes: Staatliche Willkür, Misshandlungen, Festnahmen und die Tötung von Angehörigen können für Menschen zum entscheidenden Auslöser werden, sich einer solchen Gruppe anzuschließen.

Ein Staat kann Gewalt also nicht nur dadurch fördern, dass er zu schwach ist. Er kann sie auch dadurch fördern, dass er seine Macht missbraucht.

Rohstoffe spielen ebenfalls eine doppelte Rolle. Sie können einem Land Schulen, Kliniken und Straßen finanzieren. In einem Krieg werden dieselben Rohstoffe zur Geldquelle für bewaffnete Gruppen, Generäle und ihre ausländischen Geschäftspartner. Gold, Diamanten, Holz, Öl oder seltene Metalle lassen sich verkaufen. Mit den Einnahmen werden neue Waffen gekauft. Der Krieg ernährt sich dann selbst. Einige wenige verdienen an ihm so gut, dass Frieden für sie zum schlechten Geschäft wird.nnnn

Auch der Klimawandel kann Konflikte verschärfen, wenn Wasser knapper wird, Weideflächen schrumpfen und viele Familien gleichzeitig ihre Lebensgrundlage verlieren. Aber eine Dürre schießt nicht. Eine Flut gründet keine Miliz. Entscheidend bleibt, ob ein Staat Streit um Land und Wasser gerecht regeln kann oder ob jeder versucht, sich mit Gewalt zu nehmen, was ihm niemand mehr verlässlich zusichert.

Kriege haben deshalb selten nur eine Ursache. Sie entstehen dort, wo Machtkämpfe, Ausgrenzung, Angst, wirtschaftliche Interessen und ein schwacher oder ungerechter Staat zusammentreffen.

Ein starker Staat ist kein starker Mann

Bei einem starken Staat denken manche zuerst an Soldaten, Polizei, Straßensperren und einen Präsidenten, der keinen Widerspruch duldet. Das ist ein gefährlicher Irrtum.

Ein Staat kann gegenüber seinen Bürgern brutal und trotzdem schwach sein. Wenn die Polizei nur die Regierung schützt, Gerichte Befehle erhalten und die Armee einem Präsidenten statt der Verfassung dient, gibt es keine verlässliche Ordnung. Es gibt nur Macht. Sobald der Herrscher stirbt, gestürzt wird oder seine Gefolgsleute sich zerstreiten, beginnt der Kampf um die Beute von vorn.

Ein wirklich starker Staat braucht keine Angst seiner Bürger. Er braucht ihr Vertrauen.

Er muss in der Lage sein, sein Gebiet zu schützen, Waffen zu kontrollieren und Recht durchzusetzen. Eine Familie muss die Polizei rufen können, ohne zu fürchten, selbst erpresst zu werden. Ein Bauer muss wissen, dass sein Feld auch im nächsten Jahr noch ihm gehört. Eine Minderheit muss darauf vertrauen können, dass eine Wahl nicht über ihre Sicherheit entscheidet. Und wer eine Regierung kritisiert, darf dadurch nicht zum Feind des Staates werden.

Demokratie ist dafür wichtig, weil sie einen friedlichen Weg zur Veränderung bietet. Eine schlechte Regierung kann abgewählt werden. Eine Opposition kann Missstände öffentlich machen. Journalisten können Macht kontrollieren. Parlamente können verhandeln, Gerichte Entscheidungen überprüfen. Politische Gegner müssen sich nicht lieben. Sie müssen nur akzeptieren, dass keiner von ihnen das Land besitzt.

Eine Wahl allein macht noch keine Demokratie. Wenn nur eine Seite Zugang zu Medien und Geld besitzt, Kritiker verhaftet werden und die Armee das Ergebnis bestimmt, ist der Stimmzettel kaum mehr als Dekoration. Demokratie braucht unabhängige Gerichte, freie Medien, eine funktionierende Verwaltung und Regeln, die auch für den Sieger gelten.

Der Weltentwicklungsbericht über Konflikt, Sicherheit und Entwicklung bezeichnet die Legitimität staatlicher Institutionen als entscheidend für Stabilität. Gemeint ist nicht, dass jeder Bürger jede Entscheidung gutheißen muss. Legitimität bedeutet, dass die Menschen den Staat grundsätzlich als ihren Staat anerkennen und glauben, ihre Rechte auf friedlichem Weg verteidigen zu können.

Das ist vielleicht die wichtigste Grenze zwischen Politik und Krieg. In einer Demokratie verliert eine Partei eine Wahl und versucht es beim nächsten Mal wieder. In einer Diktatur kann der Verlust der Macht Gefängnis, Exil oder Tod bedeuten. Wer so viel zu verlieren hat, gibt die Macht nicht freiwillig ab. Und wer keine Möglichkeit sieht, sie mit Stimmen zu gewinnen, beginnt vielleicht, über Waffen nachzudenken.

Starke staatliche Institutionen und Demokratie sind deshalb keine Gegensätze. Sie brauchen einander. Ein handlungsfähiger Staat ohne Kontrolle kann zur Unterdrückung werden. Eine Demokratie ohne handlungsfähigen Staat bleibt ein Versprechen, das im Dorf, im Gericht und an der Polizeistation nicht ankommt.

Bernadette – vom eigenen Laden in die Flüchtlingssiedlung

Bernadette lebte in Rutshuru im Osten der Demokratischen Republik Kongo. Sie führte einen gut laufenden Lebensmittelladen und verkaufte Mehl, Wasser und andere Dinge des täglichen Bedarfs. Von außen betrachtet war das kein spektakuläres Leben. Gerade darin lag sein Wert. Bernadette arbeitete, versorgte ihre vier Kinder und kannte ihren Platz in der Gemeinde.

Als sich die Kämpfe 2022 ihrem Dorf näherten, musste die Familie fliehen. Sie gelangte in eine Siedlung für Vertriebene bei Goma. Dort gab es keinen Laden, kein geregeltes Einkommen und zunächst nicht einmal genug sauberes Wasser. Bernadette und ihre Kinder waren auf die Hilfsbereitschaft der Menschen in der Umgebung angewiesen. Doch auch deren Wasser reichte nicht für alle.

UNICEF berichtet, wie Familien entscheiden mussten, wofür sie das wenige Wasser verwendeten: zum Trinken, zum Kochen oder zum Waschen. Alles gleichzeitig war nicht möglich. Frauen litten unter Infektionen, Kinder bekamen Krätze, und in den überfüllten Siedlungen drohte Cholera.

Im Februar 2024 flohen innerhalb von nur zwei Wochen weitere 250.000 Menschen vor Kämpfen in der Umgebung nach Goma. Man muss sich diese Zahl nicht als Masse vorstellen. Man muss sich 250.000 einzelne Menschen vorstellen, die irgendwo schlafen, trinken, kochen und zur Toilette gehen müssen. Eine Stadt kann nicht in zwei Wochen Wohnungen, Wasserleitungen, Schulen und Kliniken für so viele zusätzliche Bewohner schaffen.

Bernadette wurde nicht arm, weil sie nicht arbeiten wollte. Sie wurde arm, weil der Krieg ihr innerhalb kurzer Zeit Geschäft, Einkommen, Zuhause und Sicherheit nahm.

Genau darin liegt die ungeheure wirtschaftliche Kraft eines Krieges. Eine Bombe zerstört nicht nur ein Gebäude. Sie zerstört vielleicht auch den Laden im Erdgeschoss, das Werkzeug in der Werkstatt, die Medikamente in einer Klinik und die Schulhefte der Kinder. Eine Straßensperre hält nicht nur Fahrzeuge auf. Sie verhindert, dass Bauern ihre Ernte verkaufen, Händler neue Ware bekommen und Patienten ein Krankenhaus erreichen.

Unternehmen investieren nicht, wenn eine Fabrik morgen geplündert werden kann. Lehrer und Ärzte fliehen mit ihren Familien. Der Staat nimmt weniger Steuern ein und kann seine Beschäftigten nicht mehr bezahlen. Polizei, Gerichte und Verwaltung ziehen sich zurück. In die Lücke treten bewaffnete Gruppen, die eigene Abgaben verlangen und ihre eigenen Regeln durchsetzen.

So macht Krieg arm, und Armut verlängert den Krieg.

Die Weltbank schätzt, dass das Einkommen je Einwohner nach einem schweren Konflikt innerhalb von fünf Jahren häufig rund 20 Prozent unter der Entwicklung liegt, die ohne diesen Krieg zu erwarten gewesen wäre. Bis 2030 könnten fast 60 Prozent der Menschen in extremer Armut in fragilen oder von Konflikten betroffenen Staaten leben.

Das bedeutet nicht, dass arme Menschen eher gewalttätig wären. Es bedeutet, dass Krieg Armut mit einer Geschwindigkeit erzeugt, gegen die selbst jahrelange Aufbauarbeit kaum ankommt. Jede zerstörte Schule nimmt Kindern Bildung. Jede verlorene Ernte nimmt einer Familie Nahrung und Saatgut. Jede Flucht trennt Menschen von dem Land, dem Werkzeug und den Kunden, mit denen sie ihren Lebensunterhalt verdient haben.

Issa – zehn Jahre alt und schon auf der Flucht

Issa stammt aus Seytenga im Norden Burkina Fasos. Bewaffnete Männer verschleppten seinen Vater aus dem Haus. Einige Tage später wurde dessen Leiche gefunden. Noch bevor die Familie diesen Verlust begreifen konnte, griffen bewaffnete Gruppen den Ort an. Bei dem Angriff im Juni 2022 starben annähernd 80 Menschen. Mehr als 16.000 Bewohner flohen.

Issa, seine Mutter, seine Schwestern und die Familie seines Onkels luden ihre Sachen auf einen Wagen und machten sich auf den Weg in die rund 40 Kilometer entfernte Stadt Dori. Während der Flucht fuhr der Wagen auf eine Mine. Die Explosion schleuderte Issa fort. Die schwangere Frau seines Onkels starb später an den Folgen. Issa erlitt eine Verletzung am Ohr und hatte danach starke Schmerzen und Probleme beim Hören.

Er war zehn Jahre alt.

Ein Kind in diesem Alter sollte sich darüber ärgern, dass es Hausaufgaben machen muss. Es sollte mit Freunden spielen, sich über eine schlechte Note aufregen und sich auf den nächsten Geburtstag freuen. Issa hatte seinen Vater verloren, einen Angriff erlebt, war auf eine Mine geraten und lebte nun auf einem fremden Grundstück unter einer notdürftigen Unterkunft.

UNICEF berichtet, dass Issa schließlich wieder zur Schule gehen konnte. Ein Lehrer bemerkte seine Hörprobleme. Eine örtliche Organisation brachte ihn in ein Gesundheitszentrum. Er erhielt medizinische Behandlung und sprach mit einem Psychologen. Später erzählte Issa, dass er besonders Mathematik und Diktat mochte. Er wollte einmal Beamter werden.

Vielleicht liegt in diesem Wunsch etwas sehr Hoffnungsvolles. Ein Kind, das erlebt hat, wie wenig Schutz ein Staat bieten kann, möchte ausgerechnet für diesen Staat arbeiten.

Kinder zahlen für einen Krieg am längsten. Ende 2025 waren 39 Prozent der Flüchtlinge weltweit Kinder. Viele verlieren nicht nur ein Schuljahr. Manche verbringen ihre gesamte Kindheit in einer Siedlung für Vertriebene oder in einem Flüchtlingslager. Sie lernen früh, welche Geräusche Gefahr bedeuten, wo man sich versteckt und was in eine kleine Tasche gehört, wenn man plötzlich fortmuss.

Die sichtbaren Verletzungen lassen sich behandeln. Schwieriger sind die unsichtbaren. Angst verschwindet nicht automatisch, wenn die Schüsse aufhören. Ein lauter Knall kann Jahre später die Erinnerung zurückbringen. Manche Kinder werden still, andere aggressiv, manche können nicht schlafen oder sich im Unterricht konzentrieren. Ohne Hilfe begleitet sie der Krieg bis ins Erwachsenenleben.

Noch schlimmer wird es, wenn bewaffnete Gruppen Kinder selbst zu Kämpfern, Trägern, Boten oder Spionen machen. Dann wird ihnen nicht nur die Kindheit genommen. Sie werden gezwungen, Dinge zu tun, mit denen sie später weiterleben müssen. Nach dem Krieg brauchen diese Kinder Schutz, Schule und psychologische Hilfe. Sie brauchen auch eine Gemeinschaft, die sie wieder aufnimmt und nicht für immer auf das reduziert, was andere aus ihnen gemacht haben.

Flucht rettet das Leben und nimmt ihm den Boden

Wer vor einem Krieg flieht, trifft keine gewöhnliche Entscheidung. Eine Familie vergleicht nicht in Ruhe zwei Wohnorte. Sie entscheidet unter Druck, ob die Straße noch offen ist, welches Kind laufen kann und was in wenigen Minuten mitgenommen werden muss.

Flucht rettet zunächst das Leben. Gleichzeitig nimmt sie ihm den vertrauten Boden.

Ein Flüchtling hat eine Staatsgrenze überschritten. Ein Binnenvertriebener bleibt innerhalb seines Landes. Dieser Unterschied ist

rechtlich wichtig. Für den einzelnen Menschen beginnt beides ähnlich: Das Zuhause liegt hinter ihm, und niemand weiß, wann oder ob er zurückkehren kann.

Die meisten Flüchtlinge gehen nicht nach Europa. Ende 2025 lebten 65 Prozent von ihnen in einem Nachbarstaat ihres Herkunftslandes. Diese Länder sind häufig selbst arm und politisch verletzlich. Uganda, der Tschad, Äthiopien oder der Südsudan nehmen Menschen auf, obwohl ihre eigenen Schulen, Kliniken und Wasserstellen kaum ausreichen. Flüchtlinge und einheimische Familien stehen dann nicht selten vor demselben Mangel.

Flucht bedeutet mehr als den Verlust eines Hauses. Dokumente gehen verloren, Felder bleiben zurück, Eigentumsrechte werden unsicher. Kinder wechseln die Sprache und den Lehrplan oder können gar nicht zur Schule gehen. Erwachsene dürfen vielleicht nicht arbeiten oder finden nur schlecht bezahlte Gelegenheitsarbeit. Eine Familie, die früher selbstständig lebte, wird von Lebensmittellationen und Entscheidungen anderer abhängig.

Trotzdem warten die Menschen nicht einfach ab.

Seid lebte mit seiner Frau und den beiden Töchtern Hawlett und Rahama in Äthiopien. Er führte einen erfolgreichen Schneiderbetrieb. Die Familie hatte genug zu essen, und die Kinder waren versorgt. Als Kämpfe die Region erreichten, blieb keine Zeit, Eigentum oder Waren zu retten. Die Familie floh nach Dessie. Der Betrieb, die Stoffe und das bisherige Leben waren verloren.

Seid begann wieder zu nähen.

Mit dem Wenigen, das ihm zur Verfügung stand, fertigte und verkaufte er Kleidung für Menschen in der Umgebung. Seine sechsjährige Tochter Hawlett konnte eine Lernstätte besuchen. UNICEF berichtet, wie sie jeden

Tag glücklich aus dem Unterricht kam. Für Seid war es ein Grund zur Freude, dass seine Tochter wieder lernte und Freunde fand.

Das ist keine rührende Geschichte darüber, dass am Ende alles gut wird. Es ist eine Geschichte darüber, was Menschen tun, sobald sie wieder einen kleinen sicheren Raum bekommen. Seid brauchte niemanden, der ihm erklärte, dass Arbeit wichtig ist. Er brauchte Sicherheit, eine Nähmaschine, Kunden und einen Ort, an dem seine Tochter lernen konnte.

Hilfe kann diesen Raum schaffen. Leben müssen die Menschen darin selbst.

Frieden ist mehr als das Schweigen der Waffen

Ein Waffenstillstand ist noch kein Frieden. Wenn die Kämpfer ihre Gewehre für einige Wochen senken, aber niemand für Verbrechen verantwortlich gemacht wird, Flüchtlinge nicht zurückkehren können und jede Gruppe weiter um ihr Überleben fürchtet, kann die Gewalt jederzeit neu beginnen.

Frieden braucht Geduld und Institutionen. Ehemalige Kämpfer müssen entwaffnet und in ein ziviles Leben zurückgeführt werden. Gerichte müssen schwere Verbrechen verfolgen, ohne ganze Bevölkerungsgruppen zu bestrafen. Polizei und Armee müssen dem Staat und seinen Gesetzen dienen, nicht einem Mann oder einer Partei. Vertriebene brauchen Dokumente, Eigentumsrechte und eine wirkliche Wahl, ob sie zurückkehren oder an einem neuen Ort bleiben möchten.

Vor allem müssen Konflikte wieder mit Worten ausgetragen werden können.

Demokratie ist nicht friedlich, weil dort alle einer Meinung wären. Sie ist friedlich, weil Menschen streiten dürfen, ohne sich zu erschießen. Eine Regierung kann verlieren, ohne dass der Staat zusammenbricht. Eine

Minderheit kann Rechte behalten, obwohl sie keine Wahl gewinnt. Ein Gericht kann den Mächtigen widersprechen. Das alles funktioniert nicht immer. Aber wo diese Möglichkeiten fehlen, wird Gewalt schneller zur letzten Sprache, die noch gehört wird.

Für Radina bedeutet Frieden, ihre Kinder nicht noch einmal zu verlieren. Für Bernadette bedeutet er, wieder einen Laden eröffnen zu können. Für Issa bedeutet er, dass der Schulweg nicht über eine Mine führt. Für Seid bedeutet er, dass die Arbeit an seiner Nähmaschine auch morgen noch etwas wert ist.

Ein Brunnen, eine Schule oder eine Klinik können Leben verändern. Im Krieg können sie innerhalb weniger Stunden zerstört werden. Darum ist Frieden die wichtigste Voraussetzung jeder Entwicklung. Und ein starker demokratischer Staat ist der beste Schutz dafür, dass dieser Frieden nicht nur von der Laune eines Herrschers oder vom nächsten Gewehr abhängt.

Wenn Menschen nach Krieg und Flucht endlich einen sicheren Ort erreichen, beginnt deshalb nicht einfach wieder das alte Leben. Sie brauchen Wasser, Nahrung, ein Dach, medizinische Hilfe, Dokumente, Schule, Arbeit und die Möglichkeit, selbst neu anzufangen. Damit stellt sich die nächste Frage: Was braucht ein Mensch eigentlich, um nicht nur zu überleben, sondern wieder leben zu können?

Quellen und Hinweise zu Kapitel 3

Stand der verwendeten Daten und Berichte: 3. August 2026. Zahlen und Lageeinschätzungen können sich verändern; die persönlichen Berichte werden im Text sinngemäß wiedergegeben.

Zu 3.4

[Intergovernmental Panel on Climate Change \(IPCC\): Climate Change 2022 – Impacts, Adaptation and Vulnerability, Chapter 9: Africa.](#)

Grundlage für die Einordnung von Hitze, Starkregen, Dürren, Überschwemmungen und ihrer unterschiedlichen regionalen Folgen in Afrika.

[World Weather Attribution: Human-induced climate change increased drought severity in Horn of Africa, 27. April 2023.](#) Grundlage für die fünf aufeinanderfolgenden ausgefallenen Regenzeiten, die Rolle höherer Temperaturen und Verdunstung sowie die vorsichtige Unterscheidung zwischen ausbleibendem Regen und einer durch den Klimawandel verschärften landwirtschaftlichen Dürre.

[World Meteorological Organization: Greater Horn of Africa faces 5th failed rainy season, 26. August 2022.](#) Ergänzende Quelle zur lang anhaltenden Dürre am Horn von Afrika und zur Bedeutung von Klimadiensten und Frühwarnsystemen.

[UNICEF Somalia: Coping with drought in Luglow – Fatuma’s story of resilience and hope, 28. April 2025.](#) Quelle für Fatuma Anab Zakaria, ihre sechs Kinder, die Flucht aus Jamame und das Wassersystem in Luglow mit zehn motorisierten Flachbrunnen, 26 Wasserstellen und einer Versorgung für mehr als 47.000 Menschen.

[UNFPA Mozambique: Bringing new life in the midst of Cyclone Idai, 22. März 2019.](#) Quelle für Tina Patissonne, die Flucht mit ihren vier Kindern, die Fahrt zum Gesundheitszentrum von Matundo und die Geburt ihrer Tochter Joana während des Zyklons Idai.

Zu 3.5

[United Nations und World Bank: Pathways for Peace – Inclusive Approaches to Preventing Violent Conflict, 2018.](#) Grundlage für die Erklärung, dass Ausgrenzung beim Zugang zu Macht, Rohstoffen, Sicherheit und Recht viele gewaltsame Konflikte begünstigt und dass

Teilhabe und funktionierende Institutionen entscheidend für Vorbeugung sind.

[World Bank: World Development Report 2011 – Conflict, Security, and Development](#). Grundlage für die Bedeutung handlungsfähiger und legitimer staatlicher Institutionen, die Sicherheit, Recht und wirtschaftliche Möglichkeiten gewährleisten.

[United Nations Development Programme: Journey to Extremism in Africa – Pathways to Recruitment and Disengagement, 2023](#). Grundlage für die Einordnung von Ausgrenzung, fehlenden Chancen, staatlicher Willkür und Vertrauensverlust als Faktoren bei der Rekrutierung durch gewalttätige extremistische Gruppen.

[United Nations: Democracy](#). Grundlage für die Verbindung von Demokratie, guter Regierungsführung, Rechenschaft, Rechtsstaat, nachhaltiger Entwicklung und friedlicher Konfliktlösung.

[United Nations: Rule of Law and Peace and Security](#). Grundlage für die Bedeutung unabhängiger Gerichte, rechenschaftspflichtiger Polizei und rechtsstaatlicher Verfahren für die Vorbeugung und Beendigung von Gewalt.

[UNHCR: Global Trends 2025, veröffentlicht am 11. Juni 2026](#). Datengrundlage zu Flucht und Vertreibung durch Krieg, Gewalt und Verfolgung.

[UNHCR Africa: Displaced Sudanese rebuild lives in South Sudan with European Union support, 11. November 2025](#). Quelle für den Lebensbericht von Radina Mohamed Musa Salem, die während des Krieges von ihrem Mann und drei Kindern getrennt wurde, allein ein Kind bekam und ihre Familie später wiederfand.

[UNICEF Democratic Republic of the Congo: New water taps mean displaced families no longer have to choose between drinking, cooking or](#)

washing, 31. März 2024. Quelle für Bernadette, die ihren Lebensmittelladen in Rutshuru verlassen musste und mit vier Kindern in eine Siedlung für Vertriebene bei Goma floh.

UNICEF Burkina Faso: Issa, un exemple de courage et de résilience, 3. April 2024. Quelle für den Lebensbericht des zehnjährigen Issa aus Seytenga, die Ermordung seines Vaters, seine Flucht, die Verletzung durch eine Mine und seine Rückkehr in die Schule.

UNICEF Ethiopia: A story of one family displaced by conflict, 5. September 2024. Quelle für Seid, seine Frau und ihre Töchter Hawlett und Rahama sowie für den Verlust und den vorsichtigen Wiederaufbau seines Schneiderbetriebs nach der Vertreibung.

Wie es weitergeht

Mit Kapitel 3 endet diese Leseprobe. Das vollständige Buch führt die Untersuchung fort und entwickelt daraus einen verständlichen Spendenratgeber: Welche Formen der Hilfe wirken, woran man gute Organisationen erkennt und wie Geld möglichst konkret Leben retten, Hoffnung geben und Zukunft schaffen kann.

Die vollständige digitale Ausgabe soll nach ihrer Fertigstellung ebenfalls kostenlos auf der Quo-Vadis-Website angeboten werden.

www.quo-vadis-zukunft.org

Neuigkeiten zur Fertigstellung und zu ausgewählten Spendenaktionen erscheinen auf der Website und im monatlichen Newsletter.

© 2026 Sebastian Baule · Quo Vadis